

E 51125
nr. 266

Februar 2022 | 4,- Euro
Freies Geistesleben
Urachhaus

a tempo

Das Lebensmagazin

im gespräch

CHARLOTTE STEINEBACH
Der Körper sagt immer
die Wahrheit

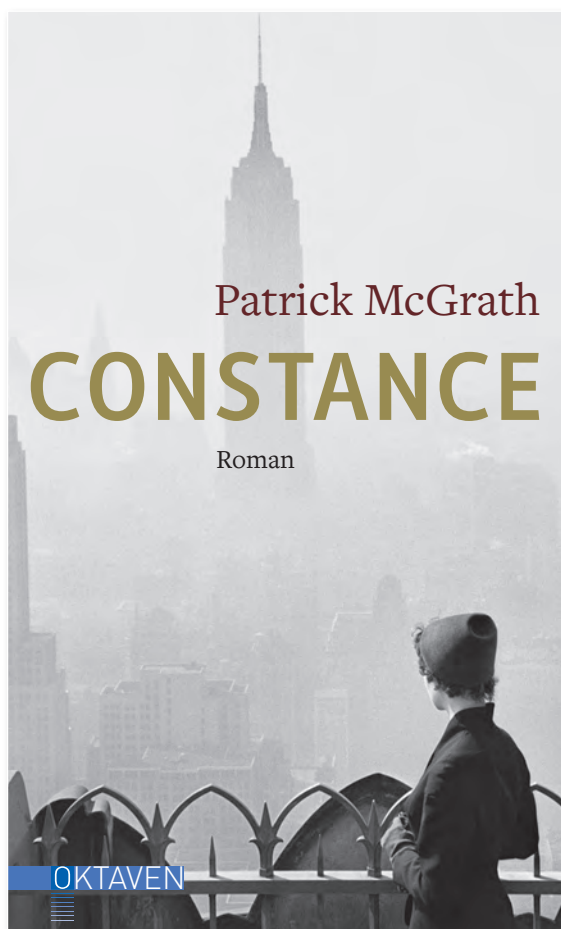
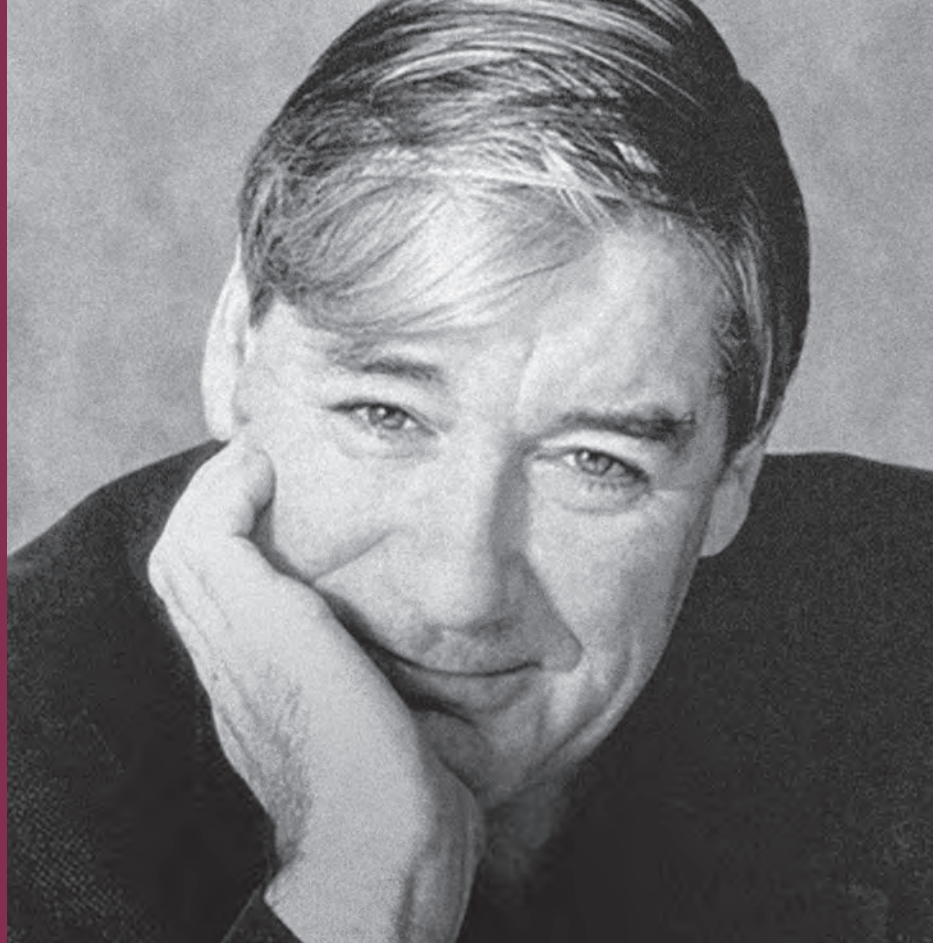
**EINE BESONDERE FORM
DES GEDENKENS**

WARUM KÜSSEN WIR?



«*Constance* ist das komplexe, vielschichtige und letzten Endes überraschend zartfühlende Werk eines meisterhaften Erzählers.»

John Banville



Eine junge Frau entdeckt sich selbst

Eine rätselhafte Aura umgibt die schmale junge Frau, der Sidney bei einer Buchpräsentation in New York begegnet. Constance zieht ihn erotisch an und weckt seinen Beschützerinstinkt. Dass sie unter einem Trauma leidet, lässt ihn nicht unberührt. Wo bleiben echte Nähe und Liebe in ihrer Ehe, frei von Verdächtigung und Rollenzwang? In zarten Momenten deutet sich so etwas an.

Virtuos lässt Patrick McGrath im Wechsel Constance und Sidney erzählen, ihre gegenseitige Wahrnehmung und die dramatischen Ereignisse in Constances Familie vor Augen führen.

Patrick McGrath

Constance

Roman

Aus dem Englischen von Brigitte Walitzek.

282 Seiten, gebunden mit Lesebändchen,

Fadenheftung mit Schutzumschlag

€ 22,- (D) | ISBN 978-3-7725-3025-8

☺ Auch als eBook erhältlich!

OKTAVEN



LEBEN LITERATUR LIEBE

WWW.GEISTESLEBEN.COM

EIN TEIL DES EIGENEN LEBENS

In der Augustenstraße, um die Ecke von meiner Wohnung im Stuttgarter Westen, liegen zwei «Stolpersteine» dicht beieinander. Wer da entlang geht, wird jedoch kaum in die Gefahr geraten, über diese im Gehweg eingelassenen kleinen Messingplatten zu stolpern. Dafür liegen sie zu nah an der Hauswand der Nr. 39B, die einst zwei Menschen bewohnten, deren gewaltsam verkürztes Leben die zwei «Stolpersteine» gedenken möchten.

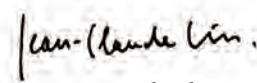
«Hier wohnte / Paul Pick / JG. 1894 / Deportiert 1941 / Theresienstadt / Ermordet 1944 / in Riga» steht geprägt auf dem einen Gedenkstein aus Messing. «Hier wohnte / Emma Pick / geb. Baum / JG. 1896 / Deportiert 1941 / Theresienstadt / Ermordet 1944 / in Stutthof» steht auf dem anderen Gedenkstein.

Hier wohnte also das Ehepaar Paul und Emma Pick, bevor es ins Konzentrationslager Theresienstadt, nördlich von Prag, im damaligen Protektorat Böhmen und Mähren des Dritten Reichs, verschleppt wurde. Auf der Internetseite www.stolpersteine-stuttgart.de können wir erfahren, dass Paul Pick am 1. Mai 1894 in Freudenstadt geboren wurde, Emma Pick, geborene Baum, am 16. April 1896 in Stuttgart. Sie heirateten am 1. August 1920 in Stuttgart und hatten zwei Söhne, Richard und Lutz. 1937 bereits emigrierte die Familie nach Teplitz, da die Söhne nach den erlassenen Rassengesetzen nicht mehr am Karls gymnasium bzw. an der Schickhardt realschule zur Schule gehen durften. Jedoch wurde das Sudetenland kurze Zeit danach von der Wehrmacht besetzt und die Familie floh nach Brünn. Von dort wurden Emma und Paul und der jüngere Sohn Lutz im Dezember 1941 nach Theresienstadt deportiert und kamen im Januar 1942 in das Ghetto in Riga. «Unser Vater», schreibt der älteste Sohn Richard, «wurde im Juni 1944 in der Nähe von Riga ermordet. Unsere Mutter wurde ins KZ Stutthof transportiert, wo sie am 30. Dezember 1944 umgebracht wurde. Mein jüngerer Bruder, Lutz, war auf den Transporten mit meinen Eltern zusammen und verbrachte über 40 Monate in verschiedenen Konzentrationslagern. Durch einen Riesenzufall fanden wir uns (Lutz und Richard) im Jahre 1945, Lutz als KZ-Befreiter und ich (Richard) als Soldat der US-Armee.»

Wie dankbar bin ich, nicht in dieser Zeit des nationalsozialistischen Rassenwahns und Terrors zu leben! Wenn mich die Bilder und Schicksale aus dieser Zeit so sehr erschüttern, frage ich mich zuweilen, ob ich nicht eventuell sogar unter den Tätern hätte sein können und jetzt die abgrundtiefe Schuld und Reue empfinde. –

Dankbar können wir alle für die Initiative des Künstlers Gunter Demnig sein, so viele Gedenksteine wie irgend möglich für die im Dritten Reich verfolgten und grausam ums Leben gebrachten Menschen zu setzen. Sie sind und bleiben so erinnernd Teil des eigenen Lebens.

Seien Sie von Herzen begrüßt,
Ihr


Jean-Claude Lin

Liebe Leserin,
lieber Leser!



- editorial **03**
Ein Teil des eigenen Lebens
 von Jean-Claude Lin
- im gespräch **06**
Der Körper sagt immer die Wahrheit
 Charlotte Steinebach im Gespräch
 mit Natascha Hövener
- thema **12**
Wenn Joyce die Sirenen singen lässt
 von Evelies Schmidt
- augenblicke **14**
Hier wohnte ...
Über eine besondere Form
des Gedenkens
 von Christian Hillengaß
- kultur phänomenal **20**
Warum küssen wir?
 von Karin Kontny
- erlesen **21**
Bücher zu und über
Heinrich Schliemann
 gelesen von Konstantin Sakkas
- mensch & kosmos **22**
Die Sonne hereinholen
 von Wolfgang Held
- unverblüht **23**
Das Schneeglöckchen
Eine Philosophin spricht zu uns
 von Elisabeth Weller
- kalendarium **24**
Februar 2022
 von Jean-Claude Lin
- zwölf stimmungen des ich **27**
Das sich unentwegt
begrenzende Grenzenlose
 von Jean-Claude Lin
- blicke groß in die geschichte **28**
Die Flucht ohne Ende
 von Konstantin Sakkas



- sprechstunde **30**
Fasan zum Frühstück –
Verbindung hält gesund
 von Markus Sommer
- 32** ansichten
Die Perspektive
 von Franziska Viviane Zobel
- 33** von der zukunftskraft des unvollendeten
Aber das Leben
 von Brigitte Werner
- 34** hier spielt die musik
Das Lied
 von Sebastian Hoch
- 36** wundersame zusammenhänge
In Übereinstimmung mit dem Kosmos
 von Albert Vinzens
- 38** literatur für junge leser
Arne Ulbricht
«Luna. Ein Fliegenpilz im Erdbeerkleid»
 gelesen von Simone Lambert
- 39** mit kindern leben
Februarplätzchen
 von Bärbel Kempf-Luley
 und Sanne Dufft
- 40** sehenswert
Eine Idylle und ein Epos
 von Konstantin Sakkas
- 41** den hof machen
Der ungeliebte Rollenwechsel
und das liebe Geld
 von Renée Herrnkind
- 42** sudoku & preisrätsel
- 43** weiterkommen
À la vie – à l'amor
 von Rolf Sachsse
- 44** empfehlen sie uns
12 Monate Lesefreude
- 45** suchen & finden
- 46** ad hoc | impressum
Nicht für die Schublade
 von Jean-Claude Lin

Wege zur Gesundheit im Alter



Fit bis ins hohe Alter – das ist ein begehrttes Ziel. Doch oft wird mit dem Traum der »ewigen Jugend« der Leistungsdruck früherer Jahre nur fortgesetzt. Eine große Chance des Altwerdens besteht dagegen in der Freiheit, Zwänge hinter sich zu lassen und den eigenen Weg zu suchen, um den Herbst des Lebens als eine Zeit der Erfüllung zu erfahren und Fähigkeiten zu entwickeln, die nur im Alter erworben werden können.

Aus dem Inhalt:

Der Lebenslauf | Entwicklung und Rhythmen | Der Traum von der ewigen Jugend | Das hohe Alter – ein Geschenk | Geistige Schaffenskraft | Freiheit | Weisheit | Gelassenheit | Liebe und Gnade | Vom Sinnesleben im Alter | Ernährung | Pflege von Leib, Seele und Geist | Krankheiten im Alter | Altersverwirrtheit | Sterben und Tod | Vom Leben nach dem Tod | Beziehung der Lebenden und der Verstorbenen

Volker Fintelmann: **Zufrieden alt werden** | Von der Freiheit, alt sein zu dürfen
293 Seiten, mit zahlreichen farbigen Abbildungen, kartoniert | € 24,- (D) | ISBN 978-3-8251-8018-8
☞ Auch als eBook erhältlich

aethera® im Verlag Urachhaus | www.urachhaus.de

DER KÖRPER SAGT IMMER DIE WAHRHEIT

Charlotte Steinebach

im Gespräch mit Natascha Hövener

Große Herausforderungen in der Medizin gab es schon vor der Pandemie. Auch vorher schon gab es überfüllte Kliniken, gab es Ärztinnen und Therapeuten, die gehetzt von einem Patienten zum nächsten rennen (und schließlich im Burn-Out landen). Von den Pflegenden, die hoch engagiert antreten und nach einigen Jahren erschöpft aufgeben, ganz zu schweigen. Aber es gibt auch eine andere Seite: Menschen, die es anders machen und in der Medizin etwas bewegen wollen. Die junge Ärztin Charlotte Steinebach weiß, dass sie alleine das System nicht umkremeln kann. Aber sie hat für sich Wege entwickelt, wie sie Patienten und Patientinnen anders gerecht werden kann. Dabei richtet sie ihren Fokus besonders auf Frauen und auf das, was sie eine «ganzheitliche weibliche Gesundheit» nennt. Im Gespräch erzählt sie, wie sie ihren Ansatz umsetzt.

www.charlottesteinebach.com

Natascha Hövener | Sie sind Ärztin und gleichzeitig Gesundheits-Coach. Wie dürfen wir uns das vorstellen? Sind Ärzte nicht automatisch Gesundheits-Coaches? Wieso haben Sie sich entschieden, zweigleisig zu fahren?

Charlotte Steinebach | Für mich sind das nicht zwei Gleise, sondern das eine geht in das andere über. Meine Arbeit als Stationsärztin in der Gynäkologie, dem Kreißsaal und in der Notaufnahme ist unheimlich vielseitig, aber auch oft sehr hektisch. Die Zeit, die die Patientinnen und Patienten heute wirklich im Krankenhaus sind, ist inzwischen ja auf ein absolutes Minimum reduziert – ein paar Tage und nicht mehr. Es ist klar, dass man da oft nur punktuell ansetzen kann. Wir können die Patientinnen nicht wirklich begleiten oder gar gemeinsam durch eine Entwicklung im Genesungsprozess gehen. Aber wenn die Patienten nach ein paar Tagen entlassen werden, geht die Heilung ja erst richtig los. Diesen Prozess kann ich zwar nicht als Stationsärztin, aber als Coach in der Beratung gut begleiten. Da entsteht einfach eine ganz andere Tiefe. >





› **NH** | Was hilft Ihnen bei dem einen, was bei dem anderen?

CS | Meine naturwissenschaftliche Ausbildung hilft mir beim Coaching natürlich sehr, weil ich Symptome gut einordnen kann. Auf der anderen Seite hilft das Coaching auch in der Klinik, zum Beispiel im Kreißsaal, weil ich durch meine Coaching-Erfahrungen darauf geschult bin, die Frauen, die gerade ihr Kind zur Welt bringen, auch durch schwierige Phasen zu führen, ihnen Ängste zu nehmen oder sie zu motivieren, dass sie all ihre Kräfte mobilisieren. Beide Tätigkeiten gehören für mich maßgeblich zusammen.

NH | Ich habe bei Ihnen das schöne Zitat gefunden: «You are the medicine» – also du selbst bist deine Medizin. Was meinen Sie damit?

CS | Wir Menschen sind in der Biologie unseres Körpers auf gewisse Art gleich – und doch total unterschiedlich. Und zwar

auch dann, wenn es um Heilung geht: Die eine braucht dieses, der andere jenes. In unserer heutigen Medizin hat diese Individualität aber häufig keinen Platz. Dabei wissen Patientinnen und Patienten nach einer gewissen Arbeit an sich oft selbst sehr gut, was ihnen helfen würde. Meine Aufgabe ist es, diese Selbst-Erkenntnis zu stärken. Das meine ich mit «You are the medicine».

Nehmen wir zum Beispiel chronisch kranke Menschen. Sie sind oft frustriert, dass es keine Heilung gibt, sind enttäuscht von ihrem Körper – das kenne ich auch aus eigener Erfahrung. Es ist ein anspruchsvoller Prozess, diese Tatsache erst einmal zu akzeptieren, um dann auf dieser Basis gemeinsam etwas Neues zu entwickeln. Wir können versuchen, chronische Erkrankungen nicht nur als Bürde zu sehen, sondern auch als Aufgabe, uns zu entwickeln und wieder mehr um uns selbst zu kümmern.

NH | Das klingt anspruchsvoll. Sind denn Menschen, die krank und erschöpft zu Ihnen kommen, dazu bereit?

CS | Menschen, die zu mir kommen, sind häufig am Ende ihrer Kräfte oder haben seit Jahren keine Hoffnung auf Besserung mehr. Gleichzeitig spüren sie: So wie es jetzt ist, geht es nicht weiter. Das ist der Anstoß. Wahre Motivation ist aber ein vielschichtiger Prozess, der aus mehreren Schritten besteht. Da hole ich die Menschen dann ab. Zuerst einmal geht es darum, die aktuelle Situation als das anzuerkennen, was sie ist. Mit Schmerz und Frust, der Angst, nie wieder zu heilen, mit Hoffnungslosigkeit, Traurigkeit, Enttäuschung. Es geht nicht darum zu reparieren, es geht darum anzunehmen und wieder bei sich selber anzukommen. Erst danach können die meisten Menschen eine tiefere Motivation entwickeln, um mit ihrer Krankheit und mit ihren «Schatten» zu arbeiten. Dann können wir uns überlegen, was sie spezifisch brauchen.

NH | Was hat Ihre Arbeit als Ärztin und Gesundheits-Coach eigentlich mit dem heutigen Lifestyle zu tun? Sind wir nicht gesünder denn je? Immerhin werden wir ja immer älter ...

CS | Ja, eine spannende Mischung, denn es gibt gleichzeitig mehr chronische Krankheiten. Heute fragt unsere Gesellschaft vor allem nach dem «Was». Was leiste ich? Was kann ich? Auf die Medizin bezogen, heißt das, dass man fragt, was gebraucht wird, um wieder gesund zu werden. Ich würde aber eher nach dem «Wie» fragen. Also, z.B. wie behandle ich die Patientin, wie aufmerksam und fürsorglich mache ich meine Arbeit. Dadurch kommt auch der Faktor Lebensqualität und eine gewisse Tiefe in die therapeutische Beziehung und den individuellen Weg der Patientin mit rein. Ich bin dafür, dass die Medizin wieder stärker auf dieses «Wie» schaut und Menschen darin bestärkt,

ihr Leben im Einklang mit sich selbst zu gestalten – unabhängig davon, ob gesund oder krank. Das ist nachhaltiger als eine reine Reparaturmedizin, weil es einen Weg, eine Entwicklung aufzeigt, sich selbst besser zu verstehen und für weitere Krisen, die ja völlig normal sind und die es immer geben wird, besser gewappnet zu sein.

NH | Sie machen sich sehr für Fragen der weiblichen Gesundheit stark. Was ist das eigentlich, eine «weibliche Gesundheit»?

CS | Gesundheit entsteht da, wo Körper, Seele und Geist in Harmonie schwingen können. Das gilt für Mann und Frau. Bei Frauen sieht dieses Schwingen allerdings etwas anders aus. Ihr Schwingen hat eindeutig einen zyklischen Charakter mit einer größeren Schwingungsweite, das ist hormonell so angelegt. Für diese pendelnden Bewegungen bei Frauen interessiere ich

mich – gerade als Frauenärztin – besonders. Ein bisschen bildlich gesprochen: Gesundheit ist bei Frauen ein immerwährender Tanz, eine ewige Veränderung, ein ständiger Auf- und Abbau. Vielen Frauen ist das aber gar nicht bewusst oder sie gestehen es sich nicht zu, dass auch ihre Kräfte zu- und abnehmen. Sie denken, sie müssten immer total gleichbleibend stark und leistungsfähig sein. Heute gilt es ja als normal, rund um die Uhr zu funktionieren. Viele sind aber ausgelaugt von diesem Anspruch. Wenn Frauen in meinem Coaching realisieren, dass sie nun einmal lebendige Wesen sind, die auf und ab schwingen dürfen, blühen sie richtig auf.

NH | Wie wirkt sich das denn auf die Gesundheit der Frauen aus, die Sie begleiten?

CS | Das hängt davon ab, warum diese Frauen bei mir sind. Wenn zum Beispiel >

» Wir Menschen sind in der Biologie unseres Körpers auf gewisse Art gleich – und doch total unterschiedlich. Und zwar auch dann, wenn es um Heilung geht



› eine Frau seit Jahren über Müdigkeit klagt, schon bei sämtlichen Ärzten und Ärztinnen war, alles abgeklärt ist und man keine körperliche Ursache findet, dann ist dieses Konzept des wieder «Schwingen-Dürfens» eine von mehreren Möglichkeiten, wieder mehr Kontakt zu den eigenen regenerativen Kräften zu bekommen. Oder ein anderes, klassisches Beispiel: Nach und nach spricht eine Klientin darüber, dass sie sich seit Jahrzehnten selbst übergangen und ihren eigenen Bedürfnissen nach Rückzug und Erholung nicht nachgegeben hat. Stattdessen ist sie immer und immer wieder

über ihre Grenzen gegangen. Inzwischen kann sie gar nicht mehr stillhalten. Sie weiß nicht mehr, was ihr guttun würde, um sich zu erholen. Aus diesem Teufelskreislauf wieder herauszufinden, ist ein ganz individueller Weg. Da hilft eines meiner Lieblingsmantras: «Der Körper sagt immer die Wahrheit.» Du fühlst dich müde? Dann suche dir einen Rahmen zum Erholen. Beim Joggen bekommst du Bauchschmerzen? Dann ist das heute nicht richtig für dich. Du merkst, diese eine Freundschaft tut dir nicht gut? Dann lass sie in Liebe gehen.

» Die rhythmische Natur des Menschseins muss in den Therapieplänen berücksichtigt werden ... Rhythmus ist eine große Kraftquelle. Wenn wir ihn nicht stärker einbeziehen, vergeuden wir wertvolle Ressourcen.



NH | Was kann die Medizin, auch ohne individuelles Coaching, da leisten? Wo müssen wir umdenken, um Frauen und ihren Bedürfnissen besser gerecht zu werden?

CS | Einfach zyklischer denken! Das Zauberwort heißt Rhythmus. Schlafen, essen, trinken, An- und Entspannung – alles geht besser, wenn wir in rhythmischen Kreisläufen denken. Das muss viel stärker in die Medizin einfließen. Die rhythmische Natur des Menschseins muss in den Therapieplänen berücksichtigt werden. Und zwar bei Frau und Mann. Der Rhythmus ist eine große Kraftquelle. Wenn wir ihn nicht stärker einbeziehen, vergeuden wir wertvolle Ressourcen.

NH | Geht das denn auch im ganz normalen Alltag eines Krankenhauses, mit Patienten und Patientinnen, die nur wenige Tage auf Station sind?

CS | Häufig sind es die kleinen, aber wichtigen Momente. Ein Coaching oder ein heilsamer Impuls braucht nicht immer viel Zeit. Ob wir uns wirklich gesehen und verstanden fühlen, entscheidet sich häufig in Sekunden. Es kann ein mitfühlender Blick in die Augen sein, eine Berührung, ein Moment der gemeinsamen Stille. Ich habe vor einigen Monaten eine besondere Geburt ärztlich begleitet und war in diesem Moment so beeindruckt von der Stärke und Kraft dieser Frau, die trotz ihrer Angst bei sich selbst geblieben ist. Noch während der Geburt habe ich ihr das gesagt. Im Nachhinein konnte sie sich nicht erinnern, von wem das kam, sie hat nur erzählt, dass sie dieses Gefühl von Stärke und Kraft für immer in ihrem Herzen tragen wird.

NH | Sie beziehen sich in Ihrer Arbeit auf die Anthroposophische Medizin. Was spricht Sie an dieser Perspektive am meisten an?

CS | Für mich erkennt die Anthroposophische Medizin die universellen Gegebenheiten des Menschen einfach am klarsten.

Zum Beispiel beim Menschenbild mit den vier Dimensionen des Menschen: physischer Körper, Lebenskraft, Seele und Bewusstseinsraum sowie das höchste Selbst. Alleine, dass ich über solche Konzepte in der Anthroposophischen Medizin reden, die mitdenken kann, ist für die Patienten, Kolleginnen und mich ein klarer Vorteil.

NH | Nun haben wir in Deutschland seit Kurzem einen neuen Gesundheitsminister. Wenn er plötzlich ausfiel und Sie bekämen den Job: Was würden Sie heute noch ändern?

CS | Es wären dicke Bretter, aber ich würde trotzdem heute anfangen: Ich würde die Pflege sofort besser ausstatten, besser bezahlen, mit Anerkennung und Respekt überschütten. Auch für uns Ärzte muss sich etwas ändern: Wir brauchen endlich mehr Raum für die Begegnung mit den Patientinnen. Ihre Begleitung darf nicht gewinnorientiert laufen müssen. Dienstpläne würde ich auch ändern, dass nicht alles ewig auf Kante genäht ist. Jede Ärztin muss für weniger Patienten zuständig sein. Und noch etwas Konkretes aus der Geburtshilfe: Wir brauchen mehr Hebammen und auch mehr Familienzimmer für die gerade frisch gebackenen Eltern!

NH | Wenn man sieht, was Sie alles machen – Ärztin in der Klinik, Gesundheits-Coach, in den sozialen Netzwerken aktiv, außerdem ehrenamtlich engagiert: Wo nehmen Sie die Kraft und Zeit für all das her?

CS | Na ja, auch bei mir gab es Phasen, wo das nicht geklappt hat. Aber ich habe angefangen, mich und meinen Körper ernst zu nehmen. Mich auszuruhen, wenn ich müde bin und mehr zu machen, wenn ich mich aktiv fühle. Klingt trivial, ist es aber nicht. Natürlich ist das in der Klinik oft nur eingeschränkt möglich, aber das ist zumindest meine Haltung. Je stärker ich meine Grenzen respektiere, desto besser geht es mir. Und dann kann ich mich auch total für andere und meine Projekte reinhängen. ■



Die Energie folgt der Aufmerksamkeit

Dass der Gesundheitszustand eines Menschen oder sein Krankheitsverlauf auch von seiner Lebenseinstellung und der seelischen Verfassung abhängt, wird in der Medizin mehr und mehr anerkannt. Wie aber lerne ich so zu denken, dass es sich positiv auf meine Gesundheit auswirkt und trotzdem authentisch ist? Josef Ulrich nimmt seine Leserinnen und Leser mit auf einen Weg, der sie in das Zentrum ihrer ureigenen Impulse führt und es somit ermöglicht, wertvolle Heilungspotenziale des Organismus zu erschließen.

Eine leicht verständliche Anleitung zu einem «gesunden Denken» – für alle, die Krankheiten überwinden oder vorbeugen wollen.

Josef Ulrich
Selbstheilungskräfte
Quellen der Gesundheit und Lebensqualität
5. Auflage, 256 Seiten, mit zahlreichen
Farbabbildungen, kartoniert | € 24,- (D)
ISBN 978-3-8251-8008-9

WENN JOYCE DIE SIRENEN SINGEN LÄSST

Zum hundertsten Geburtstag des ULYSSES

von Evelies Schmidt

Drei Frauen waren es, die den Mut zur Veröffentlichung eines Romans hatten, dessen Neuartigkeit und literarische Klasse sie sofort erkannten: *Ulysses*. Die ersten beiden, Margaret Anderson und ihre Partnerin Jane Heap, gaben in New York eine Zeitschrift für avantgardistische Literatur und Kunst heraus, die *Little Review*. Ezra Pound, der von England aus als Redakteur entscheidende Hinweise gab, spielte für James Joyce den Missionar. Seit April 1918 druckten die beiden Amerikanerinnen *Ulysses* kontinuierlich ab, bis 1919 unbehelligt. Dann wurden einzelne Nummern der Zeitschrift konfisziert und verbrannt. Und schließlich sahen sich die Herausgeberinnen 1920 vor Gericht zitiert, wo man sie der Veröffentlichung obszöner Literatur für schuldig befand. Sie mussten den Abdruck des Romans einstellen. Damit erlosch für James Joyce auch jede Hoffnung, dass der Verleger Huebsch in New York eine Buchausgabe wagen würde.

Hier trat nun die dritte Frau auf den Plan, auch sie Amerikanerin: Sylvia Beach. 1919 hatte sie in Paris eine Buchhandlung und Leihbücherei für englischsprachige Literatur eröffnet, *Shakespeare and Company*. Durch die französische Buchhändlerin Adrienne Monnier wurde sie persönlich mit dem von ihr hochgeschätzten Autor bekannt und entschloss sich spontan, den *Ulysses* zu verlegen.

«Das ist das Schönste, was wir je haben werden», so Margaret Anderson nach der Lektüre der ersten Worte der Proteus-Episode: *Unausweichliche Modalität des*

Sichtbaren: zumindest dies, wenn nicht mehr, gedacht durch meine Augen. Die Handschrift aller Dinge bin ich hier zu lesen, Seelaich und Seetang, die nahende Flut, den rostigen Stiefel dort. (Zitiert nach der Übersetzung von Hans Wollschläger.)

Leicht hätte der Initialfunke meiner eigenen Begeisterung für *Ulysses* ebenfalls hier, in der 3. Episode des Romans, aufblitzen können. In der Anfangsszene, wo Stephen Dedalus, am Strand von Sandymount entlangwandernd, philosophisch mit seiner Wahrnehmung experimentiert: sehen, nur sehen, und dann, bei geschlossenen Augen gehen, nur hören. Wie er sich wahrnehmend *the nebeneinander* und *the nacheinander* – so die deutschen Wörter im englischen Text –, Raum und Zeit zu Bewusstsein bringt. Und ich glaube, es war Stephens innere Frage: *Am I walking into eternity along Sandymount strand?*, die in mir den Wunsch weckte, selbst einmal dort entlangzugehen.

Aber meine erste Lektüre-Erfahrung mit *Ulysses* setzte weder bei Stephens Wahrnehmungsexperiment ein noch am Romananfang, sondern bei der 11. Episode. Und das war sicher ein besonderes Glück. Tollkühn kopfüber einzutauchen in den Originaltext und bei den Sirenen zu landen.

Der erste Satz: *Bronze by gold heard the hoofirons, steelyringing*. Sehen und hören. Zwei (Metall-)Farben Seite an Seite, die die Haarschöpfe zweier Damen stehen – wie sich bald herausstellt (*golden getürmte Haar*) –, und dazu der Klang materiellen

Metalls draußen auf der Straße, Eisen und Stahl. Bardamen sind es wohl – *eine hüpfende Rose auf atlassenen Atlasbrüsten*. Und sollte jetzt noch ein Zweifel bestehen, so wird er durch das *Strumpfbandklatschen* wenig später aufgelöst. Mannigfaltige männliche Gäste bevölkern nach und nach die Bar. Ein schwerhöriger, kahlköpfiger Kellner, *bald Pat*, bewegt sich durch den Raum.

Aber wo bleibt die Hauptfigur des Romans, der Dubliner Odysseus Leopold Bloom? So recht körperlich anwesend in der Bar wird er erst im zweiten Drittel, als er, Leber essend und Kartoffeln zermanschend, an einem Tisch mit blau geblühter Decke sitzt. Aber lautlich klingt er schon in der 6. Zeile an: *Blew. Blue bloom* – obwohl es im Kontext ein Pfeifenton ist, der blies (*blew*) und die blaue Blume im goldenen Haar der Bardame steckt. Und dann tönt es in Abständen immer wieder: *Bloo ... blooming ... Bloom. Old Bloom ... Bloowho ... Bloowhose ... greaseaseabloom ... Bloom* wird Gegenstand eines abfälligen Gesprächs zwischen den Bardamen. Ihn selbst bekommen wir vorerst von Ferne zu sehen und in innerem Monolog zu hören, während er sich noch durch Dublin bewegt, immer näher auf das Ormond Hotel zu. Gepeinigt von eifersüchtigen Gedanken, denn Blazes Boylan, der Liebhaber seiner Frau Molly, ist jetzt auf dem Weg zu ihr, wie er weiß. Gleichzeitig verzehrt sich Bloom in sehnsüchtigen Gedanken an die von ihm verehrte Martha, der er einen Brief schicken will.



«Es wäre wohl gut, wenn *Ulysses* mir einen Namen machte ...»

James Joyce an Harriet Weaver, 7. August 1921

Musik durchzieht die ganze Sirenen-Episode. Es wird gesungen und Klavier gespielt. Es gibt viele Anspielungen auf seinerzeit bekannte Opern und Lieder. Ja, der ganze Text ist nach musikalischer Technik gestaltet. Einzelne Töne und Motive werden angeschlagen und in Abständen vielfach erweitert und variiert. Ist das nicht, mitten im Roman, die perfekte Vorlage für ein Hörspiel? Aber *Ulysses*, auch die Sirenen-Episode, ist eben doch eine Sprachkomposition, in der auch Wortschreibungen eine Rolle spielen. Und nicht zuletzt das Visuelle, Räumliche. Blicke werden durchs Fenster gewechselt – hinaus und hinein –, Blicke durch einen Türspalt, in einen Spiegel. Farben leuchten wiederholt auf. Aus einzelnen Splintern, nach und nach nebeneinander und übereinander geschoben, entsteht das komplexe Bild einer Szenerie mit Innen- und Außenraum. Ein kubistisches, könnte man meinen.*

Der ganze *Ulysses* ist ein – oft spielerisches und auch witziges – Sprachuniversum von hoher Konsequenz, obwohl es hier, im Unterschied zu Joyce' letztem Werk *Finnegans Wake*, immerhin die Stadt Dublin als reale Bezugsebene gibt. Lesend – kontinuierlich, aber auch vor- und zurückblättern im Buch – lässt sich am besten den Wörtern folgen, den Klängen und Silben, und allem, was sie evozieren. Lassen sich die verschiedenen Stilarten genießen, mit denen der Autor, von Episode zu Episode wechselnd, leichthändig jongliert. Joyce ist der Schöpfer einer Welt, die so nur aus Sprache geschaffen werden konnte, die er von Anfang bis zum Ende, vom Größten bis ins Kleinste durchgestaltet hat, ohne etwas dem Zufall zu überlassen. Das ist wirklich zum Staunen.

James Joyce glaubte an Omen. Koinzidenzen hatten für ihn Bedeutung. Die 13 hielt er für seine Glückszahl. Als Quersumme ergab sie sich aus der Jahreszahl 1921. Das Jahr, in dem sich der Autor nach 7 Jahren des Schreibens kurz vor Veröffentlichung seines *Ulysses* sah. Im Juli schrieb er an seine treue Mäzenin Harriet Weaver in London: *Ulysses wurde am 1. März begonnen (Geburtstag eines Freundes von mir, eines kornischen Malers) und wurde an Mr. Pounds Geburtstag [30. Okt.], wie ich von ihm erfuhr, beendet. Ich frage mich, an wessen Geburtstag er veröffentlicht werden wird.*

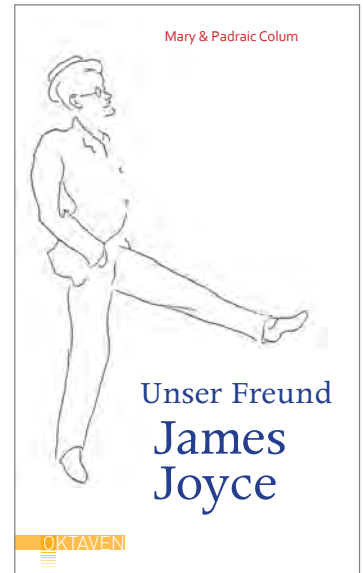
Sicherheitshalber half der Autor dem glücklichen Zufall nach, indem er seine Verlegerin bekümmerte. Die drängte ihren Drucker, und es gelang: Am 2.2.1922, seinem vierzigsten Geburtstag, hielt James Joyce ein erstes Exemplar seines *Ulysses* in Händen. ■

* Fritz Senn und Ursula Zeller von der *James Joyce Foundation* in Zürich gehen in ihren Beiträgen zur Publikation *James Joyce. gedacht durch meine Augen* (Schwabe, Basel 2000) auf dieses Miteinander von Hören und Sehen, auf die Räumlichkeit des Romans *Ulysses* und auf Bezüge zum Kubismus ein.

Auf der Website der Zürcher James Joyce Stiftung www.joycefoundation.ch finden sich Informationen zu der dort ab 2.2.2022 zu besichtigenden *Ulysses*-Ausstellung sowie weiteren Events zum Erscheinungsjubiläum.

Evelies Schmidt studierte Slawistik und Französische Philologie und promovierte über Andrej Belyj. Sie war viele Jahre Lektorin im Verlag Freies Geistesleben.

Foto: Logo der James Joyce Foundation in Zürich / Wolfgang Schmidt



James Joyce höchstpersönlich

Joyce in jungen Jahren als Dubliner «Type», auffällig legendenumrankt, Joyce als Geschäftsmann, als Autor von *Ulysses* und *Finnegans Wake* in Paris, Joyce als Vater: in vielen Facetten tritt er vor Augen in diesen Erinnerungen seiner Freunde Mary und Padraic Colum, die oft überraschend und immer lebensnah sind. Dabei entsteht auch ein kräftiges Bild vom Dublin der Jahrhundertwende und seiner literarischen Szene.

«Wer Joyce schon kennt, bekommt vielerlei lebendige zusätzliche Einblicke, für Anfänger ist *Unser Freund James Joyce* ein anregender, freundlicher Einstieg.»

Fritz Senn

Mary und Padraic Colum

Unser Freund James Joyce

Mit einem Vorwort von Fritz Senn.
Aus dem Engl. von Klaus Pemsel
287 Seiten mit s/w-Fotos und mit farb.
Lesebändchen, gebunden, Fadenheftung
mit Schutzumschlag | € 24,- (D)
ISBN 978-3-7725-3005-0
☺ Auch als eBook erhältlich!
www.geistesleben.com

OKTAVEN
Leben Literatur Liebe

HIER WOHNTE ...

HIER WOHNTE
MAX HIRSCH
12. 1887
DEPORTIERT 1940
SCHICKAL UNBEKANNT

HIER WOHNTE
FLORA MAIENTHAL
GEB. HIRSCH
Jg. 1871
DEPORTIERT 1940
TOT GURS 1943
TENCE 1943

von Christian Hillengaß (Text)
& Wolfgang Schmidt (Fotos)

«Ein Mensch ist erst vergessen, wenn sein Name vergessen ist.» Von diesem Satz aus dem Talmud lässt sich der Künstler Gunter Demnig leiten. Mit den Stolpersteinen, die er vor den Wohnorten von Opfern des Nationalsozialismus verlegt, hat er eine besondere Form des Gedenkens in die Welt gebracht. In Deutschland und einundzwanzig Ländern Europas kann man sie mittlerweile finden. Zusammen bilden sie das größte dezentrale Mahnmal der Welt. Ein Atelierbesuch.

Vom meinem Schreibtisch, an dem diese Zeilen entstehen, sehe ich auf die alte Direktorenvilla der Heidelberger Heinrich-Fuchs-Werke. Ein stattlicher Gründerzeitbau, gekrönt mit einem Türmchen. Ringsum, auf dem Gelände der ehemaligen Fabrik, steht heute eine Neubausiedlung. Im Zweiten Weltkrieg, als dort noch Waggons gebaut werden, beschäftigt die Firma rund 300 Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter. Sie stammen vor allem aus Osteuropa. Es geht ihnen erbärmlich, sie arbeiten hart, sind unterernährt. Manchmal verstecken deutsche Arbeiterinnen an vereinbarten Orten etwas Brot für sie. Es hilft nicht viel. An einem Tag im August 1944 werden dort drüben fünf Galgen errichtet. Fünf Zwangsarbeiter aus der Ukraine und Russland sollen versucht haben, Lebensmittel aus einem Eisenbahnwagen zu entwenden. Wasillij, der Jüngste, ist neunzehn Jahre alt, Nikolaj zwanzig, Anatolij, Aleksej und Pawel sind einundzwanzig. Mit der Schlinge um den Hals stehen sie auf Kisten. Einen jungen Russen zwingt man, sie umzustoßen. Die anderen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen müssen zusehen.

Heute sind auf dem Gehweg vor der Villa fünf kleine, quadratische Steine für die Hingerichteten eingelassen. Stolpersteine werden sie genannt. Eingraviert in ihre Messingoberflächen: die Namen, ihr Jahrgang, ihre Herkunft, die Bezeichnung Zwangsarbeiter, das Datum der Hinrich-

tung. Durch die Steine habe ich von Wasillij, Nikolaj, Anatolij, Aleksej und Pawel erfahren. Auf meinen Wegen in der Stadt begegne ich weiteren Steinen und Menschen. Da sind zum Beispiel die beiden Steine für Max Hirsch und Flora Maienthal, an denen ich jeden Tag vorbeikomme. Zwei jüdische Geschwister, die im Alter zusammenziehen. Als im Herbst 1940 ein Lastwagen vorfährt um sie zu deportieren, ist Flora Maienthal neunundsechzig, Max Hirsch dreiundsiebzig Jahre alt. Flora Maienthal kann nicht mehr gut gehen, man bringt sie im Rollstuhl auf die Ladefläche. Ein paar Häuser weiter wird die Familie Lammfromm von den Nationalsozialisten auseinandergerissen.

Die Stolpersteine werden in der Regel vor dem letzten frei gewählten Wohnsitz der Menschen verlegt. «Hier wohnte» ist ganz oben eingraviert. Hier wohnte Betty Blum. Hier wohnte Leni Blumenthal. Hier wohnte Heinrich Fehrentz. Hier wohnte Ludwig Kaufmann. Hier wohnte Paul Becker. Vom weiteren Schicksal erfährt man in knappen Informationen: «Flucht in den Tod», «Überlebt», «Hingerichtet», «Ermordet in Auschwitz», «Aktion T4».

Die Steine stoßen Fragen an. Nach den Menschen, deren Namen sie tragen. Aber auch nach den Tätern. Und die Nachbarn? Haben sie mit Genugtuung zugeesehen oder ohnmächtig weggeschaut? Haben >

› sie überhaupt vom Ausmaß des Verbrechens gewusst oder gedacht, was der Staat tut, wird schon seine Ordnung haben? Wie konnte es dazu kommen? Die Fragen gehen vom Kleinsten bis ins Größte und wieder zurück. Daneben entsteht noch eine ganz andere Frage: Woher kommen die Steine? Wer hatte die Idee dazu und hat sie in die Tat gesetzt?

Eine Autobahnstunde nördlich von Frankfurt am Main, Ausfahrt Elbenrod, die Landstraße führt durch dünn besiedelte Gegend. Ein kleiner Weiler mit Fachwerkscheunen und Schindelhäusern. Hier wohnt der Künstler Gunter Demnig. Vor fast dreißig Jahren hat er den ersten Stolperstein verlegt, mittlerweile sind es um die 80.000. Die Steine sind zu seiner Lebensaufgabe, zu seinem Lebenswerk geworden. Neben dem Haus, das er mit seiner Frau und zahlreichen Katzen bewohnt, stehen eine ausgebaut Scheune und weitere Gebäude, die der Künstler als Atelier und Museum nutzt. Es birgt Objekte, Installationen, gigantische Klangskulpturen, Figuren und Automaten. Ein Gang mit dem 74-Jährigen durch die Räume führt zurück in die Jahrzehnte seines künstlerischen Schaffens.

Mancher Weg, den er damals einschlug, wirkt im Rückblick wie eine Vorbereitung für die Stolpersteine. Und er ist viele Wege gegangen – im wahrsten Sinne des

Wortes. Das Unterwegssein, das Spuren suchen und Spurenlegen ist ein zentrales Element seiner Kunst. Unzählige Kilometer hat er zu Fuß zurückgelegt. 1980 läuft er für seine Aktion «Duftmarken» von Kassel nach Paris und druckt mit einem selbstgebauten Gerät eine Schriftspur auf den Asphalt. Mit dem ironischen Zeichen gegen das Streben nach Rekorden im Kunstbetrieb erschafft er zugleich das längste Kunstwerk der Welt. An einer Wand zeugen Fotografien und eine Spindel mit rotem Garn von seiner vielseitig interpretierbaren Aktion «Ariadnefaden», bei der er 1982 von Kassel nach Venedig läuft und einen roten Faden verlegt. Tausend Kilometer geradeaus, quer-



feldein. An einer anderen Wand hängt eine Landkarte auf der die Stadt Wuppertal mit einem großen Kreis umzogen ist. Bei näherem Hinsehen wird der Kreis als Route erkennbar, die Gunter Demnig im Radius von vierzig Kilometern um das Zentrum lief und dabei eine Kreidespur zog. Mit dem «Kreidekreis» von 1983 macht er das Feld der Vernichtung sichtbar, das ein Atombombenabwurf über der Stadt hinterlassen würde. Er kreist das Abstrakte ein, bricht es herunter, rückt es ein wenig präziser ins Bewusstsein. Sein Spurenlegen bezeichnet er heute als «Generalprobe» für eine weitere Aktion, aus der schließlich die Idee zu den Stolpersteinen geboren wird.

Im Mai 1990 nutzt er dieselbe Technik, mit der er die Spur von Kassel nach Paris zog, um eine Schriftspur in Köln zu legen: «1000 Roma und Sinti – Mai 1940» druckt er quer durch die Stadt entlang der Wege, die tausend Kölner Roma und Sinti von ihren Wohnungen zum Deportationsgleis zurücklegen mussten. Als er den dafür verwendeten Schriftzug später auch in Messing verlegt, spricht ihn eine alte Frau an. Sie lobt seine Absicht, sagt aber, es habe hier gar keine «Zigeuner» gegeben. Dem Künstler wird bewusst, wie viel von dem, was geschehen ist, vergessen, verdrängt oder gar nicht bemerkt wurde. Er weiß jetzt, dass es einer noch konkreteren Form ›



HIER WOHNTE
ERNST NATHAN
JG. 1922
'SCHUTZHAFT' 1938
DACHAU
FLUCHT 1939 MIT HILFE
ENGLAND

HIER WOHNTE
WALTER NATHAN
JG. 1914
FLUCHT BELGIEN
INTERNIERT SAINT CYPRIEN
DEPORTIERT
BEFREIT

HIER WOHNTE
HILDE NATHAN
VERH. GOTTSCHALK
JG. 1916
FLUCHT HOLLAND
INTERNIERT WESTERBORK
DEPORTIERT 1944
IN MEHRERE KZ
1945 MAUTHAUSEN
BEFREIT

HIER WOHNTE
HERBERT NATHAN
JG. 1913
'SCHUTZHAFT' 1938
DACHAU
DEPORTIERT 1942
MINSK
ERMORDET IN
TROSTINEC



› bedarf, um Bewusstsein dafür zu schaffen. Er will die Namen der Menschen dorthin bringen, wo sie gelebt haben. Das Gespräch mit der Zeitzeugin wird zur Initialzündung für sein Stolperstein-Projekt.

Die ersten Steine verlegt er in Köln für die verschleppten Sinti- und Romafamilien. Es folgen Stolpersteine für Jüdinnen und Juden, politisch Verfolgte, Homosexuelle, Zeugen-Jehovas, Deserteure, Behinderte und andere Opfer des Nationalsozialismus. Die positiven Reaktionen von Angehörigen bestärken ihn, das Projekt weiter zu verfolgen. Bald macht er nichts anderes mehr. Er fertigt jeden Stein von Hand, schlägt Buchstabe um Buchstabe in das Metall. Es ist ihm wichtig, dass die Steine nicht in Massenfertigung entstehen. Auch verlegt er jeden Einzelnen selbst.

Bei einer Tasse Kaffee im Wohnzimmer erzählt Gunter Demnig von seinen Erfahrungen bei den Verlegungen. Durch sie würden die Stolpersteine zu einer sozialen Skulptur im Sinne von Joseph Beuys: Es entsteht etwas über den bloßen Stein hinaus, ein Zusammenkommen und Zusammenwirken von Menschen, ein Impuls, der sich in der Gesellschaft fortsetzt.

Die Stolpersteine können von jedem und jeder initiiert und finanziert werden. Oft sind es Heimat- und Geschichtsvereine, Privatpersonen, Schulklassen oder Ange-

hörige. Sie recherchieren zu den Opfern und wenden sich dann an ihn. Viele Angehörige kommen für eine Verlegung zum ersten Mal nach Deutschland. Durch die Zeremonie der Verlegung, so Demnig, werden sie hier in einem «geschütztem Raum» empfangen. «Und sie fahren mit einem anderen Deutschlandbild wieder nach Hause.»

Mittlerweile ist die Genehmigung für die Verlegung durch Gemeinden fast Routine. Je kleiner allerdings ein Ort ist, so Demnigs Erfahrung, desto schwieriger kann es werden. Und dann gibt es da noch die eine große Stadt, in der er keine Stolpersteine verlegen darf. In München stellt sich die Präsidentin der israelitischen Kulturgemeinde, Charlotte Knobloch, vehement dagegen. Knobloch, die den Holocaust als Kind überlebt hat, hält die Stolpersteine für ein «unwürdiges Gedenken im Straßenschmutz», die Opfer würden so «wieder mit Füßen getreten.» Der Stadtrat hat daraufhin diese Form des Erinnerns auf öffentlichem Grund verboten. Bereits verlegte Steine wurden wieder entfernt – eine besonders schmerzliche Erfahrung unter anderem für den Holocaust-Überlebenden Peter Jordan. Er hatte zwei Steine für seine Eltern verlegen lassen, die von den Nationalsozialisten ermordet wurden. Einer der wichtigsten Tage seines Lebens sei die Verlegung gewesen. Dann bricht sie die Stadt wieder heraus.



Für viele Angehörige sind die Steine Gedenkorte, an denen sie um die trauern können, die zumeist keine Gräber haben. Gunter Demnigs Arbeit wird deshalb von zahlreichen Opferverbänden unterstützt und auch durch den Zentralrat der Juden gutgeheißen. Die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem bezeichnet die Steine in einem Brief an ihn als «wunderbares Projekt». Immer wieder erlebt er, wie vor allem junge Menschen durch die Stolpersteine einen Zugang bekommen, der ihnen durch abstrakte Zahlen im Unterricht nicht vermittelt werden kann. Die Berührung mit dem individuellen Schicksal, die Verortung in der eigenen Nachbarschaft, führt ihnen das Geschehene viel näher vor Augen. Oft erzeugen die Steine einen Überraschungsmoment, eine unmittelbare Konfrontation – ganz anders, als bei zentralen Mahnmalen. «Es ist wie mit dem Kopf und mit dem Herzen stolpern», zitiert der Künstler gerne einen Schüler. Und er fügt hinzu: «Um die Schrift zu lesen, muss man den Kopf neigen, das heißt, man verbeugt sich vor dem Opfer.»

Gunter Demnig krault eine Katze, die auf seinem Reisekoffer liegt. Ihn aufzuräumen lohnt sich nicht. An die 250 Tage

ist er für die Verlegung von Stolpersteinen im Jahr unterwegs und legt dabei mehr als 50.000 Kilometer zurück. Es gibt wenige, die so viel von Deutschland gesehen haben wie er. Zudem wurde das Projekt in den letzten Jahren auf mehrere europäische Länder ausgeweitet. Unzählige Male hat Gunter Demnig das Knie gebeugt, das Pflaster aufgebrochen, die Stolpersteine eingepasst, sie befestigt und poliert. Zwar gehe das Verlegen mittlerweile wie im Schlaf, Routine ist es dennoch nicht.

Wenn er über die Schicksale spricht, mit denen er dabei konfrontiert wird, merkt man ihm an, dass er immer noch erschütterbar ist. Eine anstrengende Arbeit, physisch wie psychisch. Weit über dem Rentenalter, will er jetzt langsam etwas kürzer treten. Nicht jeder Stein wird in Zukunft von ihm selbst gefertigt, nicht jeder von ihm selbst verlegt. Er hat ein Team von elf Leuten engagiert und zur Fortsetzung des Projektes die gemeinnützige Stiftung «Spuren» ins Leben gerufen. So wird sein «Kunstprojekt für Europa», wie er die Stolpersteine nennt, fortgesetzt. Wie Sterne sind sie über dem Kontinent verstreut – ein leuchtendes Netz aus Erinnerung und Mahnung, das Menschen würdigt und Bewusstsein schafft. ■



Weitere Informationen zum Projekt und wie man einen Stolperstein initiieren kann:

www.stolpersteine.eu



Seine Stimme in mir

Zwischen Aharon Appelfeld und Valérie Zenatti, der Übersetzerin seiner Romane aus dem Hebräischen ins Französische, entwickelt sich durch Sprache und Schweigen, Stimme und Gesten eine intensive Verbundenheit, die auch nach seinem plötzlichen Tod nicht abreißt. Tief hat sie mit ihm ins Dunkel seiner Kindheit und Jugend geblickt und in das Leben anderer Juden während und nach der Shoah. Jetzt reist sie an den Ort, wo Aharon einst als Erwin geboren wurde: Czernowitz. So schließt sie den Verstorbenen in den Zusammenhang der Lebenden, den Bund der Lebenden, ein – wie ein Segensspruch auf vielen jüdischen Grabsteinen lautet.

«Sie hat sich die vielen geheimen Fäden zu eigen gemacht, aus denen sein Werk gewoben ist ... Ihr Buch ist ein Geschenk.»

Le Monde

Valérie Zenatti

Im Bund der Lebenden

Aus dem Französischen von Cordula Unewisse. 201 Seiten, gebunden, mit Lesebändchen, Fadenheftung mit SU € 20,- (D) | ISBN 978-3-7725-3027-2
 © Auch als eBook erhältlich!
www.geistesleben.com

OKTAVEN
 Leben Literatur Liebe

WARUM KÜSSEN WIR?

Auf ein Date mit der Demokratie. Gedanken nicht nur zum Valentinstag



von Karin Kontny

Meine spannendsten Dates hatte ich auf einer Brücke. Am Valentinstag, dem von Blumenhändlern erfundenen Tag der Liebe. Und an der Grenze zum Elsass. Genauer gesagt in Kehl, nur 111 Kilometer Luftlinie von der baden-württembergischen Landeshauptstadt Stuttgart entfernt. Während andere an diesem Tag von hier aus einen Abstecher zum Einkaufen ins französische Straßburg machten, widmete ich mich dort keiner ökonomisierten Liebesbegegnung, sondern der Demokratie und dem Frieden in Europa. Mit voller Hingabe.

Was ich dafür tun musste? Nun, in meinem Fall reichte es, freundlich dreinzublicken – und über die sogenannte *Mimrambrücke* zu spazieren. Dieser Steg nämlich verbindet seit dem Jahr 2004 zwei Grenzregionen am Rhein, die einst verfeindet waren: Über Jahrhunderte hinweg galt das Elsass als Zankapfel zwischen den heutigen EU-Verbündeten Frankreich und Deutschland. Und genau auf dieser Brücke wollte ich Zuneigung demonstrieren. Durch Küssen. In diesem Fall mittels einer perfekten «Bise», dem französischen Begrüßungsritual schlechthin. –

Denn Demokratie und Gemeinsinn braucht Leidenschaft. Nicht nur am Valentins- oder am Welt-Kuss-Tag, wobei letzterer übrigens am 6. Juli begangen wird und eher der romantischen Form des Kusses huldigt. Also der intensiven Lippenberührung zwischen Liebenden, die durch

Filme wie *Vom Winde verweht* berühmt wurde und bis heute als intimste Form des Küssens gilt. Bei den alten Römern hieß diese Art des Kusses «Suavium». Ein Kuss, den es bei unseren engsten Verwandten, den Bonobos (das Erbgut dieser Schimpansen unterscheidet sich vom unsrigen nur um 1,3 Prozent), so nicht gibt. Küssen ist für sie keine romantische Tätigkeit, sondern eine Geste, um Versöhnung und Respekt zu demonstrieren. Fast also wie bei den alten Römern, bei denen das «Osculum», ein unschuldiger Kuss und ein Zeichen der Anerkennung unter Gleichgesinnten, eine weitaus größere Rolle spielte als der romantische. Eine weitere altrömische Kussform, «Basium» – der Kuss innerhalb der Familien –, drückte Verbundenheit aus. – Bei beiden Kussformen der römischen Vorfahren geht es wie bei den küssenden Bonobos also um Augenhöhe. Wer mit «Osculum» oder «Basium» geküsst wird, den achtet man.

Genau diesen Respekt also versuchte ich, bei meinem demokratischen Brückendate in meine «Bise» zu legen. Wer mir auch entgegenkam, ich streckte ihm oder ihr meine Hand entgegen. Und wartete. Wer verstand, nahm meine Hand, drückte sie, steuerte meine rechte Wange an und dann: Küsschen hin und Küsschen her. Ganz zart und eigentlich auch gar nicht richtig. Nur angedeutet, versehen mit einem leisen (!) Schmatzgeräusch.

Allez, machen Sie es mir nach! Und schon kann sie beginnen, die deutsch-französische Freundschaft. Und wer weiß: Vielleicht gibt's zur Feier des Tages, der Begegnung und der Demokratie noch einen Kaffee oder ein Glas Rotwein in einem der Cafés im Viertel *Zwei Ufer*. Romantisches Küssen nicht ausgeschlossen. 🍷

PS: Respektvoll oder liebestoll geküsst wird fast überall auf der Welt.

PPS: In Zeiten von pandemiebedingten Abstandsregelungen empfehle ich übrigens den aerosolarmen, trockenen Luftkuss, der jede Distanz überbrückt. Anders als geschriebene Küsse, die laut Franz Kafka ja bekanntlich von Gespenstern unterwegs ausgetrunken werden, kommt er garantiert an. Und kann ein erster Schritt in eine gemeinsame Richtung sein.

Karin Kontny denkt nach. Über was denn eigentlich? Na, über Kultur! Genau: Dieses Phänomen, das nicht erst in den vergangenen zwei Jahren der Pandemie durch Attribute wie «nicht systemrelevant» oder «elitär» schwer angeschlagen wurde. Auf den Spuren von Kultur im Alltag, von verschiedenen Künsten, Wissenschaften, Religionen und Lebensformen, von Werten und Traditionen im Zusammenleben verschiedener Nationalitäten bricht die Kolumnistin zu einer Entdeckungsreise auf – und nimmt uns mit.

Bild: Karin Kontny illustriert von Nathalie Köslin

DIESER SCHATZ GEHÖRT EUROPA

Vor 200 Jahren wurde Heinrich Schliemann geboren. Ein Blick auf seine aktuelle Rezeption

von Konstantin Sakkas

Europa ruht auf zwei literarischen Säulen: der *Ilias* und der *Odyssee*. Diese Säulen buchstäblich auszugraben, wurde Lebensziel und Lebenswerk Heinrich Schliemanns. Vor 200 Jahren, am 6. Januar 1822, wurde er geboren. In ihm verdichten sich drei Archetypen des fortschrittsschwangeren 19. Jahrhunderts: der Unternehmer, der Entdecker, der Gelehrte. Wie Richard Wagner kam er aus kleinbürgerlichen Verhältnissen – und wurde zum Prototyp des Besitz- und Bildungsbürgers, der es durch Fleiß und Genie nicht nur zu Reichtum und Ansehen bringt, sondern dem Zeitalter seinen Stempel aufdrückt. Wie Wagner war auch Schliemann ein großer Aufschneider, auch seine erste Liebe hieß Minna und im selben Monat, in dem das Festspielhaus in Bayreuth eröffnete (August 1876), begann Schliemann mit den Ausgrabungen in Mykene.

Die goldene «Maske des Agamemnon», die er dort gefunden zu haben meinte, kann indes gar nicht dem mythischen König von Mykene gehört haben; sie ist einige hundert Jahre älter als der auf 1200 v. Chr. datierte Trojanische Krieg, desgleichen der «Schatz des Priamos», den er 1873 beim Hügel Hisarlik in der Nordwesttürkei auffand. An den osmanischen Behörden vorbei schmuggelte ihn Schliemann nach Deutschland, von wo er 1945 als Beutekunst nach Moskau kam. Im Puschkin-Museum liegt er noch heute und ist Gegenstand von Rückgabeforderungen – deutschen und türkischen.

Auch die eigene Biographie hübschte der in Neubukow im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin Geborene auf, ein klassischer wirtschaftsbürgerlicher Aufsteiger, bei dem Geschäftssinn und Minderwertigkeitskomplex zusammengingen. Als Autodidakt – mit über Dreißig brachte er sich selbst die Alten Sprachen bei – von der Fachwelt nie ganz ernst genommen, prägt Schliemann dennoch bis heute auch die seriöse Archäologie. Vor allem aber sind das Abenteurende, Unberechenbare und Fantastische seines Lebensgangs emblematisch fürs himmelsstürmende, grenzensprengende 19. Jahrhundert und seine unersättliche Neugierde.

«Wenn solche Mauern einmal dagewesen sind, so können sie nicht ganz vernichtet sein», habe der achtjährige Heinrich seinem (ungeliebten) Vater, dem skandalösen Pfarrer von Ankershagen, gesagt, als er ein Bild von der Flucht des Aeneas aus dem brennenden Troja gesehen habe. Legende oder nicht – die historischen Stätten der antiken Mythen aufzufinden, wurde zur *idée fixe* des Geschäftsmannes, der sich, nach harten Lehrjahren, in Kalifornien und St. Petersburg eine goldene

Nase verdiente, bevor er nach Griechenland ging.

Das Bild seiner Frau Sophia mit dem «Schatz des Priamos» um den Hals wurde zur Ikone. 1890 starb er. Auf dem Ersten Athener Friedhof liegt er begraben, ein Heros auch des modernen Griechenlands und des Philhellenismus.

Der Zorn des Achill und die Irrfahrten des Odysseus – auch Schliemann (er grub buchstäblich «überall», selbst im kretischen Knossos, war die mykenische Kultur doch der minoischen entsprungen) konnte, wie seine Biographin Leoni Hellmayr betont, Kränkungen noch nach Jahren nicht vergessen, auch er war ein Weitgereister, Listen- und Lügenreicher. Der wahre Standort Trojas ist bis heute ungeklärt; Frank Vorpahl, dem wir die andere aktuelle Biographie verdanken, erwähnt immerhin die von Raoul Schrott (*Homers Heimat*) 2008 neubelebte Diskussion.

Was bleibt? Heinrich Schliemann als Persönlichkeit, als Kindheitsheld so vieler bis heute, der seinen Starrsinn und seine Hartnäckigkeit in den würdigsten Dienst stellte: in den seiner Kindheitsträume, seines Kinderglaubens. ■

Zu Heinrich Schliemann sind jüngst erschienen: Leoni Hellmayr: [Der Mann, der Troja erfand. Das abenteuerliche Leben des Heinrich Schliemann](#) (288 Seiten, WBG Theiss 2021). Leoni Hellmayr (Hrsg.): [Heinrich Schliemann und die Archäologie](#) (128 Seiten, mit farbigen Illustrationen, WBG Philipp von Zabern 2021). Umberto Pappalardo (Hrsg.): [Heinrich Schliemanns Reisen. Tagebücher und Briefe aus Ägypten und dem Vorderen Orient](#) (168 Seiten, mit farbigen Illustrationen, WBG Philipp von Zabern 2021). Frank Vorpahl: [Schliemann und das Gold von Troja. Mythos und Wirklichkeit](#) (368 Seiten, gebunden, Galiani-Berlin 2021).

DIE SONNE HEREINHOLEN

von Wolfgang Held

Ende Januar beginnt der Tanz von Venus und Mars am Morgenhimmel. Wer am 29. zum südöstlichen Himmel schaut, sieht die beiden Nachbarn der Erde zusammen mit der Mondsichel. Was für eine malerische Konstellation – als würden sich die Planeten die Hand reichen! So behalten sie nun den Abstand zueinander über Wochen, ja Monate hinweg. Am 27. Februar steht dann erneut der schmale Mond bei den beiden Planeten und lässt aus dem Duo ein Trio werden. Tag für Tag bietet so der Morgenhimmel die Gelegenheit, das Miteinander von Venus und Mars, von Liebe und Wille, anzuschauen und sich davon inspirieren zu lassen.

Wie lautet denn dieser kosmische Rat? Der Philosoph Richard David Precht wurde gefragt, was er denn von der voranschreitenden künstlichen Intelligenz der Computer halte und ob wir Menschen denn nicht überflüssig würden. Darauf antwortete er, dass das Denken, der Logos, seit der Antike als die vornehmste menschliche Eigenschaft verstanden wurde. Das würden nun aber zu einem großen Teil die Computer übernehmen können. Was ihnen aber nicht möglich sei, das sei die Empathie, das Einfühlungsvermögen. Das rücke nun mehr und mehr ins Zentrum! Tatsächlich vergeht heute kein Tag, an dem nicht jemand dazu aufruft, dass man mehr aufeinander eingehen, mehr das Gespräch, das gemeinsame Verständnis suchen sollte. Hier ist Empathie die Tugend, auf die es ankommt.

Auf drei Stufen lässt sie sich entwickeln: Am einfachsten ist es, die Gedanken eines anderen Menschen zu verstehen. Gerade die Corona-Zeit mit ihren Lockdowns biete dazu die beste Gelegenheit, einmal «Urlaub von der eigenen Meinung zu nehmen», so der Philosoph Peter Sloterdijk. Das ist die Empathie des Kopfes, wenn es gelingt, wie der oder die andere zu denken. Das mag manchmal schon schwierig sein, dennoch ist es die erste und simpelste Stufe des Einfühlungsvermögens.

Schwerer scheint es zu sein, neben den Gedanken eines anderen Menschen, sich auch dessen Gefühle zu eigen zu

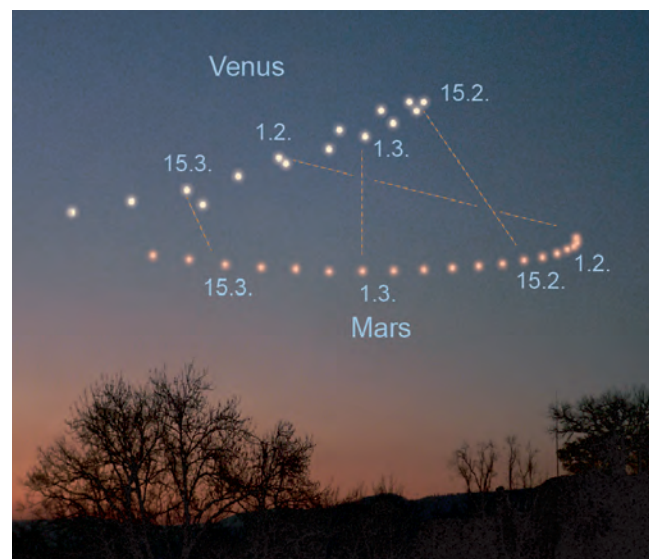


Abb.: Wolfgang Held

machen. Wie freut man sich, wenn man entdeckt, dass jemand die eigene Freude, den Schmerz, die Beklemmung mitfühlt, ohne dass man es oder sich erklären muss. Nicht nur Tiere, nicht nur Bäume, wie in vielen Büchern jetzt schön zu lesen, haben ein geheimes Leben miteinander – nein, das betrifft auch uns Menschen. Wir schicken Licht in dieses wenig vertraute Terrain, wenn wir mit dem anderen fühlen. Jeder Moment ist dazu eine Einladung: Wie mag es sich anfühlen, an einem Samstag an der Supermarktkasse zu arbeiten? Wie ist es vor einer Kamera einem Journalisten zu antworten? Wer versuchsweise wie andere fühlt, beginnt zu wachsen, seelisch zu wachsen.

Die dritte Stufe der Empathie ist dann die Königsdisziplin, denn hier geht es darum, zu spüren, was die inneren Motive der anderen Menschen sind. Warum ist das so schwer? Weil sie es häufig selbst nicht wissen. Die geheimen Wünsche, Ideale und Ziele schlummern in der Seele und es gehört zum schönsten Freundschaftsdienst, wenn es dann ein anderer ist, der sagt: «Du, ich glaube, du willst eigentlich ...» Wer gerne als «sympathisch» gelten möchte – und wer möchte das nicht – sollte sich hier üben. Es ist schwer und leicht zugleich: Man stellt sich die Menschen seiner Umgebung vor und fragt sich: Was denken sie? Was fühlen sie? Was wollen sie eigentlich? Wenn es uns gelingt, alle drei Fragen zu beantworten, dann bringen wir Glück und Sonne ins Miteinander. Davon spricht am Himmel auch der Tanz von Venus und Mars. ■

Wolfgang Held (www.wolfgangheld.de) studierte Pädagogik und Mathematik und war viele Jahre Mitarbeiter in der Mathematisch-Astronomischen Sektion am Goetheanum. Er ist Chefredakteur der Wochenschrift «Das Goetheanum» und Autor zahlreicher Bücher, die im Verlag Freies Geistesleben erschienen sind: www.geistesleben.de/Autoren/Wolfgang-Held.html

DAS SCHNEEGLÖCKCHEN

Eine Philosophin spricht zu uns

von Elisabeth Weller

Im Steckbrief des Schneeglöckchens finden wir: «Blüte, nickend». Ich warte jedes Jahr darauf, dass mir diese Zeigerpflanze mit ihrem glockenförmigen Köpfchen freundlich zunickt: der Vorfrühling beginnt. Wenn ich im Januar in meinem kleinen Garten die in grünen Grüppchen auftauchenden, das Erdreich durchstechenden Spitzen entdecke, weiß ich, es ist bald so weit. Dann erlebe ich es immer wieder, dass einzelne Zwiebelchen entblößt auf der Erde liegen. Vermutlich sind es die Amseln, die sie an ihren Spitzen hervorziehen, in der Annahme, es handle sich um Würmer. Ich stecke diese Minizwiebeln des auch Frühlingsglöckchen, Hübsches Februar-Mädchen, Milchblume, Schneetulpe, Weiße Jungfrau genannten, winterharten Blümchens immer wieder in die sie schützende Erde zurück, damit sie mir den Februar versüßen mit ihrem wolkigen Anblick.

Dem Schneeglöckchen wird die Fähigkeit zugeschrieben, in der Zwiebel genügend Eigenwärme zu erzeugen, um sich seinen Weg durch den Schnee zu schmelzen. Tatsächlich ließ sich die Thermogenese des Schneeglöckchens nicht beweisen. Es liegt nahe, dass das Schmelzen des sie umgebenden Schnees auf der Absorption von Sonnenstrahlung und deren Umwandlung in Wärmeenergie beruht, so wie es auch bei unbelebter Materie geschehen kann.

Für Hans Christian Andersen war das Schneeglöckchen der «Sommernarr»,

der mit seiner weißen Pracht den Sommer einläutet, für Theodor Storm war es das Blümlein mit einem viel zu geringen Ansehen. Eine zarte Blume, deren beharrliche Durchhaltekraft und deren Aufbruchsstimmung einflößender Mut unterschätzt wird. Glücklicherweise polierte Luise Glück, die amerikanische Nobelpreisträgerin von 2020, in ihrem Gedicht *Schneeglöckchen* ihr Image auf. Sie lässt es weise zu uns sprechen:

*Wisst ihr, was ich war, wie ich lebte? Ihr wisst,
was Verzweiflung ist; dann
werdet ihr verstehen, was Winter heißt.*

*Ich rechnete nicht damit zu überleben,
die Erde drückte mich nieder. Ich rechnete
nicht damit,
wieder zu erwachen, in der feuchten Erde
zu fühlen, dass mein Körper
wieder zu antworten vermag und sich nach
so langer Zeit
daran erinnert, wie es ist, sich wieder
zu öffnen
im kalten Licht
des frühesten Frühlings –*

*scheu, ja, aber wieder unter euch
rufe ich ja, wagt Freude*

im rauen Wind der neuen Welt.

Elisabeth Weller (www.elisabethweller.de) ist Literaturvermittlerin und leitet literarische Salons im Literaturhaus Stuttgart



So schlicht wie das Schneeglöckchen ist auch die lyrische Sprache Glücks. Eine Besonderheit ihrer Sammlung *Wilde Iris* (1992), dem das Gedicht entstammt, ist, dass sie darin die Klugheit von Pflanzen demonstriert und sie zu uns sprechen lässt. Glück zeigt vortrefflich, dass das lyrische Ich, das leider immer wieder fälschlicherweise mit dem Autor bzw. der Autorin gleichgesetzt wird, sogar eine Blume sein kann. Wir haben hier die Chance, uns in sie zu versetzen: Sie weiß, was oben und unten ist, sie kennt das Gefühl, lebendig begraben zu sein, das bange Warten auf die Wiedergeburt. Dabei können wir an die Worte aus dem Hohelied denken: «Die du wohnst in den Gärten, lass mich deine Stimme hören.» Aber auch an Ovids *Metamorphosen*, in denen eine Verwandlung in eine Pflanze nichts Ungewöhnliches ist (beispielsweise Daphne in einen Lorbeerbaum).

Durch die Perspektive einer Blume erhält vielleicht unser Konzept von Bewusstsein und Einsamkeit eine neue Deutung. Das Schneeglöckchen weiß um die Fröste der Freiheit und ist gleichzeitig ermutigend, es sagt uns: «Wagt Freude!» Möge es uns mit seiner Resilienz ein Vorbild sein. ■

FEBRUAR



Foto: JCLin, Stuttgart

Die (für Sonntag) angegebenen Zeiten für Auf- und Untergang von Sonne und Mond sind in mitteleuropäischer Zeit (MEZ) und gelten genau für Kassel. Bei Konjunktion (♌) und Opposition (♏) der Wandelsterne (Sonne ☉ und Mond ☾) und Planeten: Saturn ♄, Jupiter ♃, Mars ♂, Venus ♀ und Merkur ☿ ist die Zeit in ganzen Stunden ebenfalls in MEZ angegeben. Der zunehmende Mond ist durch das Zeichen ☾ gekennzeichnet, der abnehmende durch das Zeichen ☾.

SO 30

☾ ☿ 4^h

1972 «Bloody Sunday»: Bei einer Demonstration in der nordirischen Stadt Derry für Bürgerrechte und gegen die Internment-Politik der britischen Regierung kommen 13 Iren ums Leben.

☉ 08:03 / 17:08

☾ 07:16 / 14:29

44. Woche nach Ostern

MO 31

☾ ☿ 3^h

KW 05 | Januar

SO 06

1922 Patrick Macnee * in London, brit.-amerik. Schauspieler, sehr beliebt wurde er durch seine Rolle als John Steed in der Fernsehserie «The Avengers» / «Mit Schirm, Charme und Melone» († 25.06.2015 in Rancho Mirage, Kalifornien).

☉ 07:52 / 17:21

☾ 10:15 / 23:55

45. Woche nach Ostern

MO 07

KW 06

DI 01

Februar

● Neumond 06:46, ☾ ☿ 12^h

1972 Valborg Werbeck-Svärdström † in Bad Boll-Eckwälden, schwed. Gesangspädagogin (* 22.12.1879 in Gävle).

Gedenktag für die irische Heilige Brigida († 523).

MI 02

1922 James Joyce erhält zu seinem 40. Geburtstag aus den Händen seiner Verlegerin Sylvia Beach in Paris ein erstes gedrucktes Exemplar seines Jahrhundertromans «Ulysses».

Mariä Lichtmess

Darstellung des Jesuskindes im Tempel

DI 08

● Erstes Viertel

1922 Erika Burkart * in Aarau, schweiz. Dichterin († 14.04.2010 in Muri, Kanton Aargau).

MI 09

1872 Edith Maryon * in London, engl. Bildhauerin und enge Mitarbeiterin Rudolf Steiners am Goetheanum († 02.05.1924 in Dornach).

DO 03

☾ ☿ 1^h

DO 10

FR 04

♃ ☾ ☉ 20^h

FR 11

SA 05

SA 12

1922 «Gustl» Bayrhammer * in München, dt. Volksschauspieler. Zu seinen bekanntesten Rollen gehören Meister Eder in der Serie «Meister Eder und sein Pumuckl» sowie Kommissar Veigl im Münchener «Tatort» († 24.04.1993). Vor 33 Jahren (1989) starb der österr. Schriftsteller Thomas Bernhard in Gmunden, Oberösterreich (* 09.02.1931 in Heerlen, Niederlande).

Ein Jahr in Briefen mit Novalis II : Übung des Scharfsinns und der Reflexion

«Die Philosophie ruht jetzt bey mir nur im Bücherschranke. Ich bin froh, daß ich durch diese Spitzberge der reinen Vernunft durch bin, und wieder im bunten erquickenden Lande der Sinne mit Leib und Seele wohne. Die Erinnerung an die ausgestandenen Mühseligkeiten macht mich froh. Es gehört in die Lehrjahre der Bildung. Uebung des Scharfsinns und der Reflexion sind unentbehrlich – Man muß nur nicht über die Grammatik die Autoren vergessen; über das Spiel mit Buchstaben die bezeichneten Größen.

Man kann die Philosophie hochschätzen, ohne sie zur Hausverwalterin zu haben, und einzig von ihr zu leben. Mathematik allein wird keinen Soldaten und Mechaniker, Philosophie allein keinen Menschen machen.»

Novalis an den Kreisamtmann Just in Tennstedt.

[Weißenfels, im Februar 1800]

Novalis: *Schriften. Vierter Band, Lebensdokumente:*

Tagebücher, Briefwechsel, Zeitgenössische Zeugnisse.

Hrsg. von Richard Samuel in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl und Gerhard Schulz. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1975, Seite 245.

SO 13

☾ ☿ 5^h, ☽ ♀ 7^h

46. Woche nach Ostern

⊙ 07:39 / 17:34
 ☽ 13:41 / 06:27

MO 14

☽ ♀ 1^h

KW 07

Valentinstag ☉

DI 15

☽ ♀ 2^h

MI 16

☾ Sonne tritt in das astronomische Sternbild Wassermann.
 ☾ Vollmond 17:56, ♀ ☿ 15^h, ☿ größte westl. Elongation
 1822 Francis Galton * in Sparkbrook, Birmingham, engl.
 Naturforscher. Er gilt als Vater der Eugenik († 17.01.1911
 in Haslemere, Surrey).

DO 17

☾ ♃ 18^h

FR 18

☼ Sonne tritt in das astrologische Tierkreiszeichen
 Fische. Beginne mit der Monatstugend «Großmut – wird
 zu Liebe.»
 1922 Hazy Osterwald * Bern, schweiz. Musiker und
 Sänger. Besonders bekannt wurde sein «Kriminal-Tango»
 sowie sein «Konjunktur-Cha-Cha» / «Geh'n Sie mit der
 Konjunktur» († 26.02.2012 in Luzern).

SA 19

Vor 70 Jahren (1952) starb der norwegische Schriftsteller
 Knut Hamsun in Nørholm bei Grimstadt. 1920 erhielt er
 den Literaturnobelpreis für sein Werk «Segen der Erde»,
 das 1917 als «Markens Grøde» in Norwegen erschienen
 war (* 04.08.1859 in Garmo bei Lom oder in Vågå, Fylke
 Oppland).

**Warmfingerfrau : sie
 leiht Handschuhe, vorgewärmt,
 ihrem Eishandmann**

Raimund Petschner.

SO 20

47. Woche nach Ostern

1922 Reinhard Mannesmann † in Remscheid, dt. Erfinder
 und Unternehmer (* 13.06.1856 in Remscheid).
 1972 Maria Goeppert-Mayer † in San Diego, Kalifornien,
 dt.-amerik. Kernphysikerin und Nobelpreisträgerin für ihr
 Schalenmodell des Atomkerns (* 28.06.1906 in Kattowitz).
 ☉ 07:26 / 17:46
 ☾ 22:22 / 09:07

MO 21

KW 08

DI 22

1822 Adolf Kußmaul * in Graben bei Karlsruhe, Internist u.
 Gastroenterologe sowie Dichter u. Miturheber des Begriffs
 Biedermeier († 28.05.1902 in Heidelberg).
 1922 Walter Conrad * in Breslau, dt. Verfasser von Jugend-
 büchern sowie fach- und populärwissenschaftlichen
 Büchern († 04.05.2006 in Eisenach).

MI 23

☉ Letztes Viertel
 1922 In Dresden wird Gerhard Hauptmanns Versdrama
 «Das Opfer» uraufgeführt.
 1922 erschien «The Garden Party and Other Stories» von
 Katherine Mansfield. Ein Jahr später, am 9.1.1923, starb die
 junge innovative Schriftstellerin an Tuberkulose (*14.10.1888).
 Lazarus, der von Christus Auferweckte

DO 24

1872 William Webb Ellis † in Menton. Er gilt als «Erfinder»
 des Rugby (1823), wobei die Spaltung des Ballspiels in
 Rugby und Fußball erst 40 Jahre später tatsächlich stattfand
 (* 24.11.1806 in Salford, Lancashire).

In Estland Nationalfeiertag (1918 unabhängig).

FR 25

SA 26

SO 27

☾ ☿ 10^h, ☾ ☿ 11^h

48. Woche nach Ostern

Vor 33 Jahren (1989) starb der österr. Verhaltensforscher
 Konrad Lorenz in Wien. 1973 erhielt er gemeinsam mit
 Karl von Frisch und Nikolaas Tinbergen den Nobelpreis für
 Physiologie oder Medizin (* 07.11.1903 in Wien).
 ☉ 07:11 / 17:59
 ☾ 06:01 / 13:24

MO 28

☾ ☿ 23^h

KW 09

Rosenmontag

DI 01

☾ ♃ 3^h

März

1922 Jitzchak Rabin * in Jerusalem, israel. Staatsmann
 (am 04.11.1995 ermordet in Tel Aviv).

Fastnacht

MI 02

● Neumond 18:35, ☿ ☿ 18^h, ☾ ☿ 22^h
 1972 Erna Sack † in Mainz, dt. Opern- und Kammersängerin
 (* 06.02.1898 in Spandau). Sie gehört zu den bedeutendsten
 dt. Sopranistinnen des 20. Jhdts.

Aschermittwoch

Redaktion: Lin

**«Zivilisation beginnt mit Höflich-
 keit, Höflichkeit mit Diskretion,
 Zurückhaltung, Schweigen und
 einem Lächeln im Gesicht.»**

Bernard Maris

Am 23. September 1946 wurde Bernard Maris in
 Toulouse geboren. Er war Wirtschaftswissenschaft-
 ler, Autor und Hochschullehrer und Journalist für
Le Nouvel Observateur, das Wochenmagazin von
Le Figaro, für *Le Monde* wie auch für die satirische
 Wochenzeitung *Charlie Hebdo*. Für seine Beiträge
 im Letzgenannten benutzte er meist das Pseudonym
 «Oncle Bernard». Am 7. Januar 2015 fielen er und
 elf weitere Redakteure und Polizisten einem Terror-
 anschlag von Al-Qaida zum Opfer.
 Das Zitat ist dem Buch *Discretie. Essay over een
 vergeten deugd* von Peter Venmans, atlas contact,
 Amsterdam / Antwerpen 2019, entnommen.

MIT SO EINER OMA KANN DIR NICHTS PASSIEREN!

Wenn Nora will, dann will sie! Da ist nichts zu machen. Doch sie hat eine Oma, die mindestens genauso eigensinnig ist wie sie – und neugierig und einfallsreich dazu. So finden die beiden immer eine gute Lösung und haben Riesenspaß miteinander – vom Spaß des Lesers ganz zu schweigen! Ein herrliches Vorlesebuch für Großeltern, Eltern und Kinder.



»Viel Geduld und Liebe zeichnen diese Oma aus, die durchaus ihre Schwächen hat, aber zu ihnen steht. Ein lustiges Buch zum Vorlesen, das vor allem für Omas, aber auch für Eltern gut geeignet ist!«

Zentrum Lesen Nord



Bärbel Kempf-Luley: **Mensch, Oma!**
Umschlag- und Innenillustr.: Sanne Dufft
160 Seiten, geb. | € 15,- (D)
ISBN 978-3-8251-5150-8



NEUES VON DER BESTEN OMA DER WELT!

Wie gut, dass Noras Oma eine so ausgeprägte Fantasie hat, wenn ihre Enkelin Nora einmal so richtig schlecht gelaunt ist. Was aber, wenn die kleine Schwester Lucy nun auch groß genug ist, um mit zur Oma zu gehen? Ob die Oma wohl immer noch so prima Ideen hat, sodass zuletzt alle zufrieden und froh sind?

Bärbel Kempf-Luley: **Mensch, Oma!**
Ich bin doch schon groß!
Umschlag- und Innenillustr.: Sanne Dufft
144 Seiten, geb. | € 15,- (D)
ISBN 978-3-8251-5244-4



DAS SICH UNENTWEGT BEGRENZENDE GRENZENLOSE



Begrenztes sich opfere Grenzenlosem
Was Grenzen vermisst es gründe
In Tiefen sich selber Grenzen
Es hebe im Strome sich
Als Welle verfließend sich haltend
Im Werden zum Sein sich gestaltend
Begrenze dich, o Grenzenloses.*

Rudolf Steiner

von Jean-Claude Lin

Wie leide ich zuweilen an der Begrenztheit meiner Fähigkeiten! Sie bestimmen ja weitgehend, was mir möglich ist. Bin ich mit Französisch oder Englisch als Muttersprache aufgewachsen, so bin ich es nicht mit Deutsch oder Afrikaans. Doch zur Bildung einer Fähigkeit braucht es die Begrenzung. Möchte ich Italienisch lernen, so muss ich mir Zeiten wie Orte dafür aussuchen und freihalten, um mich dieser Sprache hinzugeben, damit ich nicht nur einigermaßen den etwaigen Sinn des einen kurzen ersten Satzes des großen Romans *L'isola di Arturo* von Elsa Morante – der da lautet: «Uno dei miei primi vanti era stato il mio nome.» – in seiner eigentümlichen Zeitgebung verstehe, sondern den ganz ur-eigenen Gebrauch der Laut- und Bildgestalt der italienischen Sprache dieser eigenwilligen Autorin in vollen Zügen wirklich goutieren kann.

«Um eine Gestalt im Raum zu beschreiben, müssen wir den endlosen Raum begrenzen», heißt es bei Friedrich Schiller im neunzehnten seiner Briefe *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*. «Um uns eine Veränderung in der Zeit vorzustellen, müssen wir das Zeitganze teilen», setzt er fort. «Wir gelangen also nur durch Schranken zur Realität, nur durch *Negation* oder durch Aufhebung unserer freien Bestimmbarkeit zur Bestimmung.» Und so kommt Schiller dazu, auf eine konstitutive Eigenschaft des Ich zu sprechen: «Aber aus einer bloßen Ausschließung würde in

Ewigkeit keine Realität und aus einer bloßen Sinnesempfindung in Ewigkeit keine Vorstellung werden, wenn nicht etwas vorhanden wäre, von welchem ausgeschlossen wird, wenn nicht durch eine absolute Tathandlung des Geistes die Negation auf etwas positives bezogen und aus Nichtsetzung Entgegensetzung würde; diese Handlung des Gemüts heißt urteilen oder denken, und das Resultat derselben der *Gedanke*.»

Das Ich gibt sich immerzu dem Grenzenlosen hin, um durch den hinzukommenden Gedanken bestimmte, begrenzte Realität gewinnen zu können.

«Begrenztes sich opfere Grenzenlosem», heißt es in der Sonnenzeile der Wassermannstrophe der *Zwölf Stimmungen* Rudolf Steiners, um gleich in den Venus- und Merkurzeilen fortzufahren: «Was Grenzen vermisst es gründe / In Tiefen sich selber Grenzen».

1904, elf Jahre vor der Entstehung der kosmischen Dichtung der *Zwölf Stimmungen* (1915), hatte Rudolf Steiner in seiner *Theosophie* als «Einführung in übersinnliche Welterkenntnis und Menschenbestimmung» geschrieben: «Denn das Ich erhält Wesen und Bedeutung von dem, womit es verbunden ist.» Das Ich ist aber zudem gerade dasjenige in uns, das auch sich ent-

scheidet, womit es sich verbindet. Es ist eben «Tathandlung», wie Friedrich Schiller in seinen Briefen *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* (1795) und Johann Gottlieb Fichte in seiner *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre* (1794) hervorhoben.

Der Mond im Wassermann bekräftigt die weite, unbegrenzte Natur des Ich, das zu seiner Wirklichkeit sich begrenzen lernen muss: «Begrenze dich, o Grenzenloses».

Davor sprechen Mars – und innig miteinander reimend verbunden – Jupiter und Saturn im Wassermann: «Es hebe im Strome sich / Als Welle verfließend sich haltend / Im Werden zum Sein sich gestaltend». Nicht der Körper oder die Leiblichkeit in ihrer lebendigen und beseelten Gestalt ist das Ich des Menschen, nicht das Wasser, der Strom, sondern die sich erhebende *Welle* im Strom, das Tätige: das sich im Tätigsein haltende.

So erfahren wir das Ich in der Stimmung des Wassermanns als das unentwegt tätige, sich begrenzende Grenzenlose wie auch als das sich dem Grenzenlosen opfernde Begrenzte. Noch eigentlicher als das Grenzenlose oder Begrenzte ist jedes Ich ein bestimmter Rhythmus, eine bestimmte, sich immerzu neu bestimmende Bewegung zwischen dem Grenzenlosen und Begrenzten. Das ist Leben im Ich. ■

* Zitiert nach der Originalhandschrift Rudolf Steiners, die im Ergänzungsband 40a der Rudolf Steiner-Gesamtausgabe *Sprüche Dichtungen Mantren*, Dornach 2002, wiedergegeben ist.

DIE FLUCHT OHNE ENDE

von Konstantin Sakkas

Günther Anders wurde berühmt als der erste Ehemann Hannah Arendts. 1937 geschieden, half er ihr 1941 dabei, die rettenden Einreisepapiere für die USA zu bekommen, wo er selbst – er hatte bei Edmund Husserl promoviert, seine Habilitation aber als Jude in Deutschland nach 1933 nicht fertigstellen können – ein demütigendes Dasein in Jobs unter seinem Niveau fristete. Wie seine Exfrau Hannah, so fand auch er erst nach und nach wieder in eine halbwegs standesgemäße akademische Lebensform zurück, und wie Hannah gelangte er in den Fünfzigern endlich zu der verdienten Bekanntheit. Sein Buch *Die Antiquiertheit des Menschen* erschien 1956, steht in einer Reihe mit Arendts *Vita activa* von 1958 und machte ihn zu einem der großen Diagnostiker der geistigen Situation des Menschen in der Postmoderne, im, wie es damals griffig hieß, «Zeitalter von Auschwitz und Hiroshima».

Das große Thema von Anders ist die menschliche Verlassenheit, die im Zeitalter der totalen Herrschaft zum Massenschicksal wird. Zum seinsmäßigen Standortverlust, den Technifizierung und Virtualisierung mit sich bringen, tritt das gewaltsame Zerreißen gewohnter Lebenszusammenhänge durch Diktatur und Genozid. Den jüdisch-deutschen Bildungsbürger Günther Stern, der auf Anraten seines Verlegers im Berlin der frühen Dreißiger das

sprechende Alias «Anders» annahm, traf dieses Zerreißen besonders brutal.

Was Heimatverlust und Alleinsein bedeuten konnten und können, notierte Anders in seinem beeindruckenden Essay *Der Emigrant*. 1962 im *Merkur* erschienen, existierte der Text gleichsam sechzig Jahre von der Öffentlichkeit unbeachtet vor sich her; nun ist er im Münchner C.H. Beck-Verlag in einer Einzelausgabe erschienen.

Der Emigrant ist kein migrationspolitischer Text. Es ist eine Studie in Weltlosigkeit, die auf Migrierte gestern und heute ebenso zutreffen kann wie auf alle, die in ihrem Leben «nicht wirklich» zuhause sind, die sich mit Anders' Worten «in einem ungültigen Leben» «an ungültigen Plätzen» befinden. Für Anders liegt der ultimative Seinsbeweis des Menschen nicht im Denken, sondern im Gedachtwerden: «Als unbezweifelhaft *da* erfährt sich jeder von uns allein dann, wenn er von anderen als daseiend in Anspruch genommen wird. Im Unterschiede zum Cartesischen *Cogito ergo sum* müsste der im Leben faktisch geltende Seinsbeweis lauten: *Cogitor ergo sum* – «man denkt an mich, also bin ich.»

Wer von den anderen nicht mehr gedacht, nicht in seiner spezifischen Sozialität, seinem emotionalen, sozialen und physischen Sosein ernstgenommen wird, der ist im Grunde schon tot, sei er auch noch biologisch am Leben. Sein Leben ist

nur mehr ein «Dasein als Überschuss», er selbst nur noch ein *Homo sacer* in der Definition des Philosophen Giorgio Agamben: ein Leben, das zwar gemordet, aber nicht geopfert werden darf, das keine soziale Interessantheit mehr hat.

Der Weltlose wird von den anderen «wie Luft behandelt» – man darf mit ihm machen, was man will; und zugleich ist der Weltlose immer schuld, der im Wortsinne «geborene Sündenbock». Hiermit ist das Kriterium des «extreme stereotyping» erfüllt, jener «starren Zuschreibung einander ausschließender Merkmale», die Florian Grosser in seinem Nachwort zu Recht «antisemitischen Gemeinplätzen» zuordnet, «Juden seien sowohl zu partikular als auch zu universell». *Alle* Außen-seiter zu allen Zeiten und an allen Orten können, unabhängig von ihrer Gruppenidentität, von diesem *extreme stereotyping* ein Lied singen.

Den von Anders beschriebenen Zustand der Weltlosigkeit kennen viele Schwerdepressive und viele Traumatisierte. Opfer von Vergewaltigungen können sich an das unmittelbare zeitliche Umfeld der Tat oft nicht mehr erinnern und «wissen nicht, wie sie nachhause gekommen sind». Auch wer in einer ihm feindlichen Familie aufwuchs oder in einer ihm innerlich fremdbleibenden Stadt lebt, nimmt jenen Habitus von Anders' «umweltasketischen Männern» an.





Foto: judigratie / photocase.de

Das Leben des Weltlosen ist keine Kontinuität, keine Totalität, kein Integral mehr, Letzteres im Doppelsinn: es ist nicht mehr zusammenhängend, und nicht mehr integer (= unberührt, unverstümmelt). Es sind nicht einfach nur einzelne negative Ereignisse zugestoßen, sondern es gibt kein Ganzes, dem ein solches Zustoßen noch zuzuordnen wäre. Anders' Emigranten trifft das denkbar schlimmste Schicksal: schicksallos zu sein. Nicht wurde in ihre Welt eingebrochen – sie haben keine Welt; ein innerer Zusammenhang, die Kette von Erlebnissen, Jobs, Liebschaften, Verletzungen, Erfolgen, Erkenntnissen und Genüssen, die man «Biographie» nennt, ist bei ihnen – und zwar für sie selbst am allermeisten – nicht erkennbar.

Der Weltlose lebe in einer erzwungenen und unzeitgemäßen Unerwachsenheit, der erarbeitete und gewachsene soziale Rang und die damit einhergehende Selbstgewissheit dessen, wer und was man sei, sind im Exil hinfällig; die Gesichter gestandener Männer (und Frauen) werden wieder unnatürlich jugendlich und orientierungslos.

Zur Weltlosigkeit gehört auch der Fluch der «falschen Gefühle»: «Wer niemals», schreibt Anders über die verweigerte Zeitzeugenschaft ehemaliger Bildungsbürger, die nun ihre Tage in einem apathi-

schen Wartestand zubringen, und variiert dabei ein berühmtes Goethe-Gedicht, «mit Schrecken hat feststellen müssen, dass er in den Tagen einer Weltkatastrophe davon abgehalten wurde, dem, was geschah, zugewendet zu bleiben, und dass er statt dessen dazu verurteilt war, sein privates Brot mit privatesten Tränen zu essen – der kennt nicht die höllischen Mächte von heute.»

Anders' *Emigrant* ist eine Reflexion aus dem vergewaltigten Leben. Den zeitdiagnostischen Wert dieses Textes wie den seiner Philosophie im Ganzen sollte man aber nicht zu hoch veranschlagen, auch wenn es verführerisch ist. Höchstens schimmert durch seine hoffnungslos-funebre Schilderung das Ideal bürgerlicher Behütung hindurch, das gestern wie heute ein Leben in Zusammenhängen verheißt, in dem ein Mensch sich wieder spürt, wieder echtes, zurechenbares Freud und Leid erlebt, echtes, voranschreitendes Existieren. Diese Bürgerlichkeit, die Nazis und Kommunisten millionenfach zerschlugen, ist heute das verschämt verleugnete Signum der westlichen Welt: die Möglichkeit, ungehetzt von Staatsgewalt und endemischem Terror zu leben, die Verheißung eines Eignen, das in seiner schützenden Umzäunung erst die Freiheit eröffnet, unbefangen und offen auf ein Anderes zuzugehen. ■

Günther Anders: *Der Emigrant*. Mit einem Nachwort von Florian Grosser (86 Seiten, 10,- Euro, C.H. Beck 2021)

Konstantin Sakkas studierte Jura, Philosophie und Geschichte und arbeitet als freier Autor u.a. für Deutschlandradio, Der Tagesspiegel, Die ZEIT und den SWR.



In seinem letzten Lebensjahr entstand das autobiografische Fragment Karl Königs, des Gründers der Camphill Lebensgemeinschaften, der wegen seiner jüdischen Herkunft nach Schottland emigrieren musste. Der von Peter Selg bearbeitete Band der Werkausgabe macht diese bedeutende Aufzeichnung zugänglich, ergänzt um biografische Erinnerungen von Schülern und Mitarbeitern Karl Königs und einem längeren Aufsatz des Herausgebers.

«Karl König machte viele Fehler, und er hatte den Mut, Fehler zu machen. Er setzte ständig etwas aufs Spiel. Er war nicht vorsichtig, sondern lieber voller Vertrauen in die Menschen, und seine Fehler lagen meist darin, dass er andere Menschen zu hoch einschätzte. Er glaubte an die guten Kräfte.»

Anke Weihs

Meine zukünftige Aufgabe

Autobiographische Aufzeichnungen und lebensgeschichtliche Zeugnisse.

Herausgegeben von Peter Selg.

Werkausgabe Abteilung 12:

Zur Biographie Karl Königs.

199 Seiten, Leinen mit Schutzumschlag

€ 28,- (D) | ISBN 978-3-7725-2401-1

www.geistesleben.com

Freies Geistesleben
Wissenschaft und Lebenskunst

FASAN ZUM FRÜHSTÜCK – VERBINDUNG HÄLT GESUND

von Markus Sommer

Nun sollte ich endlich den nächsten Artikel schreiben, auch wenn heute unser Hochzeitstag ist. Schon das Erwachen war glücklich. Meine Frau liegt neben mir, sanft höre ich sie atmen, ich spüre die Wärme, die von ihr ausgeht. Alles ist in Ordnung.

Es mag überraschen – aber, ob man verheiratet ist oder nicht, hat gravierenden Einfluss darauf, ob man gesund bleibt. Ja, es ist entscheidender als viele «klassische» Faktoren wie der Blutdruck, der Cholesterinspiegel, das Bewegungsverhalten oder die Frage, ob man raucht. Allerdings scheint Partnerschaft auch alle diese Faktoren günstig zu beeinflussen. Beim Rauchen kann man sich gut vorstellen, dass es die Entwöhnung fördert, wenn man auf den Balkon geschickt wird, um diesem Laster zu frönen und man es nicht im gemütlichen Sessel tun darf. Und einen gemeinsamen Abendspaziergang zu machen, bereitet sicher mehr Freude als es allein zu tun. Aber wer hätte gedacht, dass verheiratete Männer bis zu neun Jahre länger leben sollen als unverheiratete, und bei Frauen die Ehe immerhin mit sieben zusätzlichen Lebensjahren belohnt wird? Die genauen Zahlen schwanken je nach Studie, aber in den USA, in Japan, Russland oder Großbritannien zeigten umfangreiche Untersuchungen, dass die Ehe die Lebenserwartung deutlich erhöht. Besonders günstig ist sie für die Gesundheit des Herzens, weshalb nach einem Herzinfarkt

eine Ehefrau oder ein Ehemann einen weit größeren Schutz bedeutet als die meisten Medikamente (die vielleicht auch regelmäßiger genommen werden, wenn einen jemand daran erinnert). Dass Herz und Liebe miteinander verbunden sind, wird hoffentlich jeder schon einmal gefühlt haben. Ganz ohne wissenschaftliche Daten weiß es schon jedes Kind, das ein Herzchen zwischen zwei Namen zeichnet, wenn es ausdrücken möchte, dass zwei da tiefer miteinander verbunden sind.

Nun ist das alles keine schöne Botschaft für diejenigen, die einen Partner verloren haben oder bei denen es sich einfach noch nicht gefügt hat, den richtigen Menschen zu finden. Wahrscheinlich wird es nur wenigen helfen, wenn sie erfahren, dass eine andere Studie zeigte, dass zumindest Männer, die in ein Kloster eintreten, also auch ein Leben intensiver gemeinschaftlicher Verbundenheit führen, mit einer deutlich längeren Lebenserwartung rechnen können. Frauen – zumindest in Hinblick auf ihre Lebensdauer – profitieren allerdings nicht in gleicher Weise vom Entschluss zu monastischem Leben. Dies wird unter anderem darauf zurückgeführt, dass Mutter zu werden (und vor allem auch zu stillen) sich günstig auswirkt. Hierauf verzichten Nonnen naturgemäß. Ich vermute, dass es nicht nur darum geht, dass Stillende weniger zu Übergewicht neigen, sondern, dass

die Herzensbeziehung, die dabei geknüpft wird, die Vitalität stärkt.

Zwar geht die Zahl der Eheschließungen zurück, aber die gesundheitlichen Folgen sind vermutlich kaum durch Klosterintritte aufzufangen. Eine hilfreiche Erkenntnis mag es daher sein, dass eine weitere klösterliche Errungenschaft auch außerhalb von Klostermauern wirksam ist. In vielen Klöstern wird regelmäßiger gemeinsamer Gesang gepflegt, und immer wieder zeigte sich bei Untersuchungen, dass sich Herzschlag und Atem von Chormitgliedern schon nach wenigen Takten gemeinsamen Singens miteinander synchronisieren und gleichzeitig die Vielfalt der Puls-Atem-Beziehung, die sogenannte «Herzraten-Variabilität», zunimmt. Deren Zunahme aber ist, was viele Studien gezeigt haben, mit stabilerer Gesundheit und längerem Leben verknüpft. Gemeinsames Singen macht Freude, wirkt antidepressiv und hat günstige Wirkungen auf das Hormon- und Immunsystem. Das ist nicht nur in der Allgemeinbevölkerung so, sondern konnte auch bei besonders gefährdeten Gruppen, wie beispielsweise Menschen, die eine Krebserkrankung hatten, belegt werden. Es müssen auch nicht unbedingt gregorianische Choräle sein, wie der empfehlenswerte Film *Der Chor der harten Männer* zeigt. Die mehrheitlich stark tätowierten norwegischen Chormitglieder weisen offenkundig eine ganze



Foto: Anne Sommer-Solheim



Aufbruch ins Offene

Wer heute den Entschluss fasst, zu heiraten, begibt sich auf offenes Meer und mündet nicht ein in einen vermeintlich sicheren »Hafen der Ehe«. Diese kleine Schrift soll als eine Orientierungshilfe dienen und zeigen, inwiefern die kirchliche Hochzeit zum Gelingen des Aufbruchs auf den gemeinsamen Weg beitragen kann.

Susanne Gödecke ist Pfarrerin der Christengemeinschaft in Berlin, wo sie sich neben der Gemeindegarbeit auch in der Jugendarbeit, im Hospiz, in der Palliativpflege sowie in der Pastoralmedizin engagiert.

- Zur Einführung in die Sakramente der Christengemeinschaft
- Fortsetzung der neuen Sakramente-Reihe

Susanne Gödecke
Die Trauung
Lebensweg zu zweit – ein Frommer Wunsch?
85 Seiten, Broschur
€ 12,- (D) | ISBN 978-3-8251-5200-0

 **Verlag Urachhaus**
www.urachhaus.com

Menge Risikofaktoren auf – und obwohl ihr Chorleiter schließlich an Krebs stirbt, fühlt man als Zuschauer, dass es eine Verbundenheit miteinander gibt, die sogar solchen existenziellen Herausforderungen standhält und allen Kraft gibt. Aber nicht jeder mag singen (dass es Menschen gibt, die es gar nicht können, glaube ich nicht, aber es ist eben wie mit jeder Kunstfertigkeit, eine gute Lehrerin hilft ebenso wie ausdauerndes Üben).

Heilsame Verbindung kann auch zu Tieren entstehen. Ein Haustier zu pflegen und beispielsweise mit einem Hund regelmäßig spazieren gehen zu müssen, unterstützt sicher gesundheitsgerechtes Verhalten. Viel tiefer aber hilft die spürbare Freude, dass es jemanden gibt, der einen braucht und zu dem man in liebevoller Beziehung steht. Ich kenne mehrere Menschen, die nach schweren Schicksalsschlägen nur deshalb noch aufgestanden sind, weil sie ein Tier zu versorgen hatten, und nicht wenige sind nur durch Liebe und Bedürfnisse eines Tieres davon abgehalten worden, selbst den Tod zu suchen. Und auch wenn man in seiner Wohnung keinen Hund halten darf, so kann schon der regelmäßige Besuch einer Meise oder eines Rotkehlchens, die man am Balkon füttert, Licht in die Seele bringen und das Herz höherschlagen lassen. Wahrscheinlich gibt es dabei auch nicht unbedingt einen Zusammenhang zwischen Dosis und Wirkung, der zufolge größere Vögel eine stärkere Wirkung entfalten, obwohl wir uns sehr darüber freuen, dass seit den Weihnachtstagen morgens regelmäßig ein Fasanenpaar in unserem Garten erscheint, um die Körner vom Boden zu picken, die kleinere Vögel an der Futterstelle herabfallen lassen.

Auch wenn sich kein Partner findet, man keinen Balkon für die Vogelfütterung hat und kein Chor in der Nähe neue Mitglieder sucht, kann man Verbindung pflegen. Eine Deutung des Begriffs »Religion« besteht darin, dass es von »re-ligare« kommt, von »Wiederverbindung«, nämlich der Seele mit der Welt, aus der sie kam und in die sie einmal wieder gehen wird. Gebete und religiöse Übungen dienen einer solchen Wiederverbindung. Unabhängig von Religion und Konfession zeigt sich, dass religiöse Praxis einen Beitrag leisten kann, um Stress und Anspannung entgegenzuwirken und der Gesundheit dienen kann – zumindest dann, wenn die Glaubensvorstellungen nicht in erster Linie von Drohungen und rigid einzuhaltenden Geboten geprägt sind. Und auch ganz aus vorgegebenen Systemen herausgelöst, kann das Entwickeln einer Meditationspraxis einem dabei helfen, Schichten in sich wahrzunehmen, die mit dem Ganzen der Welt verbunden sind. Möglichkeiten sich zu verbinden gibt es also viele – und es lohnt sich, es zu versuchen. ■

Markus Sommer ist niedergelassener Arzt mit klinischer Erfahrung in den Bereichen Innere Medizin, Kinderheilkunde, Geriatrie, Neurologie und in der praktischen Anwendung von Homöopathie und Anthroposophischer Medizin.



PERSPEKTIVE, die.

Durchschauen,
durchblicken.
MIT dem BLICK DURCHDRINGEN.
Deutlich SEHEN &
WAHRNEHMEN.

FRANZISKA

ABER DAS LEBEN

von Brigitte Werner

Manchmal kommt das Leben dazwischen. Manchmal der Tod. So konnte die 10. Sinfonie Ludwig van Beethovens nur als Fragment weiterleben, bis, naja, bis das Leben dazwischenkam und mutige, kreative, geniale und begeisterungsfähige Menschen aus dieser unvollendeten Sinfonie mit umfassenden Musik- und Computerkenntnissen in einem Geniestreich diese dann vollendeten. Ausgerechnet Dirk Kaftan, der Generalmusikdirektor des *Beethovens Orchesters Bonn*, wagte diese besondere Uraufführung am 9.10.2021. Gute zwei Jahre zuvor hatte er mein Kinderbuch *Wum und Bum und die Damen Ding Dong* mit der umwerfenden Musik von Gordon Kampe im Beethovenhaus uraufgeführt.* Also, hier bei Beethoven, kam erst der Tod und dann das Leben dazwischen. Und ich habe lange darüber nachgedacht, ob Fragmente auch zukunftsweisend für «normal» Sterbliche sein können.

Mir fiel auf der Stelle Sonja ein, eine liebe Bekannte, die alle Welt damit überraschte, im Alter von 52 Jahren unbedingt ein Praktikum bei einem Tierarzt machen zu wollen. Es klappte – und danach begann sie eine Ausbildung zur Tierärzthelferin und arbeitet nun an drei Tagen die Woche bei einer Tierärztin. Was war passiert? Sonja erzählt, als ihre Eltern gestorben waren, musste sie das Haus auflösen und fand in einer Schublade einen ganzen Berg Schulhefte. Und in einem las sie in ihrer Kinderschrift: *Ich hab Tire lieb, alle. Pitti (der Wellensittich) auch. Die haben mich auch lieb.* Und etwa tausend krumme und schiefe Herzchen drumherum. Sie erinnerte sich sogleich, dass sie damals mit ihrem ganzen Herzen sehr dringlich und unbedingt in einem Zoo oder einer Tierarztpraxis arbeiten wollte, aber ihre Eltern hatten eine Banklehre vorgesehen. Später heiratete sie, bekam eine Tochter, arbeitete stundenweise im Büro einer Werkstatt. Und nun dieses Leben, dieses gewaltige Leben, das plötzlich und mächtig dazwischenfuhr. Und sie wagte es. Sie ist glücklich. Was sonst.

Ich liebe solche Geschichten. Sie geben einem so viel Kraft. Ich selbst erfahre sie ja auch manchmal sehr deutlich. Viele Wege habe ich eingeschlagen – der wundersamste war mein eigenes Kindertheater. Das, das weiß ich sehr sicher, hatte ich niemals für mich vorgesehen.



Aber das Leben. Bis zu meiner letzten Stunde auf der Bühne war ich immer wieder erstaunt und immer wieder stark verunsichert. Aber das Unterrichten, das wollte ich vom ersten Schultag an. Ich tat es zehn gute Jahre. Dann kam das Kindertheater dazwischen, dann mein Vater. Als er mir bei seinem letzten Umzug einen alten verschrammten Kinderkoffer überreichte, der nach Keller und Moder roch, mit allen meinen Kinderschätzen darin, fand ich Murmeln und schöne Knöpfe wieder, aber auch eine Buntstiftzeichnung. Sie war eindeutig von mir, aber ich erinnere mich nicht. Eine Strichmännchenfrau (schönes Wort) steht vor einer Menge Tischen mit einer Menge Kinder dahinter. Ein Pfeil zeigt auf die Frau: ICH steht da. Aha. Ein weiterer Pfeil zeigt auf das Buch, das sie in ihrer Hand hält: Darauf steht: IST VON MIR!!!! Ich staunte die Zeichnung an. Jaja, ich wollte immer schon Lehrerin werden. Vom ersten Schultag an, da ich eine geradezu magische junge Lehrerin hatte. Aber dass ich damals schon Bücher schreiben wollte, das wusste ich nicht mehr. Bücher lesen, möglichst alle der Welt, ja, das war klar. Geschichten erzählen auch, ich tat es ja schon für meine Freunde. Aber Bücher schreiben?

Und wissen Sie was? Diese Zeichnung ließ mich nicht mehr los. Und nun tue ich es. Einige Jahre später nach der Überreichung des Koffers, mein Vater lebte da schon eine Weile nicht mehr, erkannte ich ganz klar, ich habe damals schon mehr von mir gewusst, als ich je geahnt habe. Nun schreibe ich die Geschichten auf. Die aus meinem Kopf. Und die des Lebens. ■

Brigitte Werner lebt und arbeitet im Ruhrgebiet und an der Schlei und schreibt für Kinder, für Erwachsene und seit vielen Jahren auch regelmäßig für dieses Magazin: www.brigittewerner.de

* Das Buch *Wum und Bum und die Damen Ding Dong* ist bei Freies Geistesleben erschienen; das Hörbuch mit der Musik von Gordon Kampe, gespielt vom Beethoven Orchester Bonn, gesprochen von Sunnyi Melles erhielt den LEOPOLD 2021/2022, den Medienpreis des Verbandes Deutscher Musikschulen.

DAS LIED

von Sebastian Hoch

Lieder sind allgegenwärtig. Sie dominieren die Playlists der einschlägigen Streamingportale ebenso wie die Hörgewohnheiten der meisten Menschen. Sie begegnen uns als idyllisches Kinderlied oder bestärken als aggressiver Hip-Hop-Song, begeistern uns oft als steriler Charthit oder befeuern uns als politischer Chanson. Stetig formen Lieder dabei tiefe Spuren im musikalischen Gedächtnis ganzer Generationen und kommentieren in aller stilistischen Verschachtelung und nuancierten Vielfalt deren Mode und Moral, ihr Denken, Fühlen und Handeln. Ob als Werkzeug sozialer Zugehörigkeit oder als popkultureller Zugang zur eigenen Welt – als musikalische Gattung ist es das Lied, das unsere Zeit prägt, das uns den offenbarenden Spiegel vorhält und unser Leben in meist kurzen Stücken rahmt. Lieder sind allgegenwärtig und dabei so prägend für unsere eigene musikalische Epoche, wie sie etwas über uns und unsere Gegenwart zu erzählen vermögen.

«Singe den Zorn, o Göttin, des Peleiden Achilleus.» Mit diesen bittenden Worten beginnt der erste Gesang der *Ilias*, des wohl ältesten und wirkmächtigsten literarischen Zeugnisses Europas. Dem Brauch eines umherziehenden Dichtersängers, des sogenannten «Rhapsoden», folgend, ruft der im mythischen Dunkel des 8. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung als Person kaum greifbare Homer zu Beginn seiner 24 Gesänge über die entbehrensreichen Kämpfe der Griechen vor Troja, über den ver-

meintlich unverwundbaren Achilles, den gewieften Odysseus und den tragischen Hektor, den Beistand einer Gottheit an. Aus tiefer Überzeugung, dass das eigene musische Tun von Göttern inspiriert, ja geleitet ist. Und dabei beschwört er keine Geringere als Kalliope, die «Schönstimmige», jene Muse der Dichtung und des erzählenden Liedes, die gemäß der antiken Vorstellung gemeinsam mit acht Schwestern als göttlicher Chor, geleitet von Apollon persönlich, über Lyrik und Himmelskunde, über Tragödie und Tonkunst, kurz, über all jene Künste wacht, welche durch Stimme, Rede oder Klang dem menschlichen Ohr vernehmlich sind. Vornehmlich also über die Musik.

So bedeutsam Homers glücklicherweise verschriftlichtes Versepos für die Geschichte der Philosophie wie der Politik, für die Identität eines ganzen Kontinents und dessen künstlerische Pracht werden würde, so exemplarisch steht es für die reiche Musikkultur im antiken Griechenland. Ob sakrale «Lieder für Götter» wie *Hymnos*, *Aulodie* oder *Dithyrambien* oder weltliche «Lieder für Menschen» wie *Threnos*, *Skolion* oder *Paian*, stets waren sie durchdrungen von der kunstvollen Einheit aus Wort und Ton, aus Musik und Sprache.

Umfasst vom Begriff der *musiké* war es denn auch dieser korrelative Gleichklang von Versmaß und Melodie, von lyrischer Dichtkunst mit gesungenem Lied, der durch die Jahrhunderte edle Praxis in

den Theatern und Kultstätten und gelebte Wirklichkeit in den geselligen Runden von Athen bis Milet, von Ephesos bis Delphi war.

«Auf alle Fälle kannst du ... dies sicher sagen: Jedes Lied ist aus drei Bestandteilen zusammengesetzt: aus Wort, Tonart und Rhythmus.» Diese Idee einer wechselseitigen Bedingtheit, ja des grundlegend symbiotischen Charakters von Lyrik wie Gesang lässt Platon (427–347 v. Chr.) im dritten Buch der *Politeia* seinen geschätzten Lehrer Sokrates (469–399 v. Chr.) verkünden.

Die Kenntnis jener wesenhaften Substanz eines Liedes als Verbindung der ursprünglich musischen Künste aber ist wohl so zeitlos, wie der Umstand, dass Menschen singen. Von Chufu-Anch, Sänger und Flötist am Pharaonenhof der 4. altägyptischen Dynastie (3000 vor unserer Zeitrechnung) sowie der wohl älteste bekannte Berufsmusiker der Geschichte, bis zum südfranzösischen Dichterkomponisten Wilhelm IX. von Aquitanien (1071–1126), einer der ersten sogenannten «Troubadours» des 12. und 13. Jahrhunderts. Vom als Partitur auf einer kleinasiatischen Grabstele erhaltenen *Seikilos-Lied* aus dem 1. Jahrhundert über den Minnesang eines Walther von der Vogelweide (um 1170–1230), die galizisch-portugiesischen *Cantigas* des 14. Jahrhunderts und die in Bruderschaften organisierten *Meistersinger* wie Hans Sachs (1494–1576) bis zu den zahllosen lettischen *Dainas*, welche die Klangkulisse zur



Foto: Addictive Stock / photocase.de

«Singenden Revolution», der Unabhängigkeitsbewegung der drei baltischen Länder von der ehemaligen Sowjetunion prägten. Wann immer wir Menschen uns Geschichten erzählen, uns unserer selbst musisch gewiss werden wollen, bedürfen wir des Worts. Nutzen wir Poesie. Singen wir Lieder.

Aus den meist einstimmigen *Hymnen*, *Trouvères* und *Sangspruchdichtungen* des Mittelalters – wie beispielsweise der um 1230 niedergeschriebenen *Carmina Burana* – entwickelten sich ab dem 13. Jahrhundert zunächst in Frankreich und Italien hochpoetische mehrstimmige *Rondeaus*, *Conductus* und *Madrigale* wie Guillaume de Machauts (um 1300–1377) *Comment puet* oder *Musica son* von Francesco Landini (um 1325/1335–1397). *Generalbasslied* und *Chanson*, *Aria* und *Ode* bezeugen in der Folge die für die Musikgeschichte so bedeutenden Veränderungen in der kompositorischen Satztechnik ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Wiewohl sich die vielfältigen Ausprägungen liedhafter Gattungen in kontinuierlichem Wandel befanden und ihre jeweilige Zeit in aller spezifischen Besonderheit und kontextueller Verästelung hinsichtlich Gehalt und Gestalt, in Inhalt und Form ganz unterschiedlich reflektierten, so verlässlich blieben doch stets die Grundlagen. Einte dieselbe Idee. Seien es der ästhetischen Einfachheit und gegliederten Übersichtlichkeit verpflichtete *Strophenlieder*, für welche Johann Gottfried Herder (1744–1803) den Begriff der *Volkslieder* kultivierte, seien es durchkomponierte *Kunstlieder* voller Feinheit des Affekts, der Dramaturgie durch Textinterpretation, der eigenmusikalischen Qualität wie Franz Schuberts (1797–1828) *Gretchen am Spinnrade* oder Gustav Mahlers (1860–1911) sinfonischer Liederzyklus *Das Lied von der Erde* – allen Spielarten der Liedkunst gemein ist ihre strophische Anlage, das Vorhandensein von Versmaß und einer an Silben orientierten rhythmischen Struktur. Alle verbindet die fruchtbare narrative Kraft zweier sich wechselseitig bedingender textlicher und musikalischer Ebenen, ohne dass beide tatsächlich akustisch vorhanden sein müssen, wie in den 48 textlosen *Lieder ohne Worte für Klavier* von Felix Mendelssohn Bartholdy (1809–1847).

«Man sollte ... alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde sehen, und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte sprechen.» Dem wohlmeinenden Rat des Theaterdirektors Serlo in Johann Wolfgang Goethes (1749–1832) *Wilhelm Meisters Lehrjahre* lässt sich nur zustimmen. Selbst ein Lied zu singen aber ließe sich ergänzen ... ■

Sebastian Hoch (www.sebastian-hoch.de) studierte an der Staatlichen Hochschule für Musik und Darstellende Kunst in Stuttgart Musiktheorie, Neue Medien und Klavier und arbeitet als privater Musiklehrer und Komponist.



»Ein faszinierendes Zeitzeugnis – und vieles mehr!«

Zeitschrift der Berliner Philharmoniker

Der Sage nach soll dieses Klavier aus dem Holz des Tempels von König Salomon gebaut sein. Als Avner Carmi davon erfährt, steht für ihn fest: Er muss dieses Instrument finden! Nach einer unglaublichen Odyssee gelangt das Klavier zuletzt tatsächlich in seine Hände und tritt seine Reise um die Welt an ...

Bedeutende Komponisten und Pianisten von Franz Liszt bis Glenn Gould waren fasziniert von diesem Klavier. Avner Carmi war Zeitzeuge der politischen Neuordnung Palästinas, des Berlin der 20er-Jahre sowie beider Weltkriege. So ist dieses Buch auch ein bedeutendes Stück Zeit- und Kulturgeschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Avner und Hannah Carmi
Das unsterbliche Klavier
2. Auflage 2018 | 360 Seiten,
gebunden mit Schutzumschlag
€ 19,90 (D) | ISBN 978-3-8251-7960-1
📖 auch als eBook erhältlich!

 Verlag Urachhaus
www.urachhaus.com



IN ÜBEREINSTIMMUNG MIT DEM KOSMOS

von Albert Vinzens

«Alle großen Menschen sind bescheiden», lautet ein altes Sprichwort. Ich habe lange geglaubt, der Sternenhimmel sei etwas, was uns alle, ob groß oder klein, bescheiden macht. Marc Aurel, einer der Großen in der Ahnenreihe der römischen Kaiser, hätte mit Leichtigkeit nach den Sternen greifen können, mächtig wie er war. Stattdessen sagte er: «Allem stimme ich zu, was mit dir, o Kosmos, übereinstimmt. Nichts kommt mir zu früh oder zu spät, was dir zur rechten Zeit kommt.»

Mit dem Kosmos in Resonanz zu sein, war für Menschen bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts ein vertrautes Lebensgefühl. Eine Szene aus *Wilhelm Meisters Wanderjahren* von Goethe bringt dies zum Ausdruck. Sie spielt auf einer Sternwarte. Wilhelm soll durch ein modernes Fernrohr Objekte am nächtlichen Himmel beobachten. Da fühlt er intuitiv, dass der Blick durch ein Vergrößerungsglas nur jene Geheimnisse entweihen würde, die ihn mit dem Kosmos verbinden. Deshalb unterlässt er es, «das ungeheure Weltall nach und nach so heranzuziehen», dass Dinge erkennbar werden, die zu erkennen ihn nicht näher an das Universum heranführen, sondern weiter von ihm entfernen würde. «Es gehört eine höhere Kultur dazu, deren nur vorzügliche Menschen fähig sind, ihr Inneres, Wahres mit diesem von außen herangerückten Falschen einigermaßen auszugleichen,» sagt Wilhelm in schon

damals unmodern klingenden Worten, um sein Verhalten notdürftig zu erklären, und verlässt bald die Sternwarte.

Heute ist das Wissen über weit entfernte Galaxien nah an uns herangerückt. Und vor allem ist schon lange Schluss mit der Ruhe am Nachthimmel. Überall blinkt's und leuchtet's, über afrikanischen Wüsten, im Himalaya, über den Weiten des Pazifiks. Flugzeuge, Satelliten und andere in die Umlaufbahn geschossene, ihrer Funktion enthobene Flugkörper kreisen schier endlos um die Erde. Und mitten in dieser Mischung aus Weltraumschrott und Lichtgeflicker ist ein neuer Lärm im Anmarsch: Seit einiger Zeit ist unüberhörbar von Weltraumtourismus die Rede, eine Idee, die alles andere als bescheiden ist. Vom Geldwahn getriebene Männer haben Weltraumfirmen gegründet und wollen den Kosmos für große Geldgeschäfte missbrauchen. Ihr ambitioniertes Tun wird als obszöne Zurschaustellung von Reichtum verurteilt, als ein kindischer Wettbewerb egomaner Zocker, die durch extravagante Besessenheit auffallen.

Während der Weltraumtourismus in die Zukunft gehört, ist der Weltraumschrott in der Größe von etwa zehntausend Mittelklasseautos eine aktuelle Gefahr, die künftige Missionen im Weltall gefährdet. Zwar hat die Europäische Weltraumorganisation ESA beschlossen, den Schrott zu entsorgen und die ausgedienten Raketenoberstufen,

abgeschalteten Satelliten und durch Explosionen und Kollisionen im Orbit entstandenen Trümmerteile aus der Stratosphäre in die Nähe der Erde zu ziehen, wo sie in der Atmosphäre verglühen würden. Doch ob dieses Projekt je gelingen wird und wer für den durch touristische Vergnügungsfahrten zusätzlich entstehenden Müll zuständig sei, ist zum jetzigen Zeitpunkt noch ungewiss.

Während mich uralte Beschreibungen über die von der Erde aus unsichtbare Hinterseite des Mondes oder über das Leben auf fremden Galaxien faszinieren, fühle ich mich von den gegenwärtigen Okkupationsversuchen des Orbits abgestoßen und in meinen Gefühlen bedrängt. Meine Sympathie gehört Marc Aurels Haltung dem Kosmos gegenüber, während mir Jeff Bezos, Elon Musk und Richard Branson, die sich einen Wettstreit um die größten Kuchenstücke im Weltraumtourismus liefern, fremd sind.

Um Guten Muts zu bleiben, lese ich deshalb in letzter Zeit die Bücher des US-Amerikaners Thomas Berry (1914–2009), der sich auf seine alten Tage mit der Biografie des Universum beschäftigt hat. Berry hat eine vollkommen andere Haltung als die selbsternannten Eroberer der Stratosphäre mit ihrer Sicht auf das Universum als eines beliebig ausbeutbaren Objekts. Berry geht von der Subjekthaftigkeit des Kosmos aus. Selbst Subjekt unter Subjekten, begegnet Berry allem, was ihm begegnet, mit großer



Waldorflehrer*in werden:

Zukunftsorientiert auf wissenschaftlichem Niveau

Studiengänge in Voll- und Teilzeit, auch für Quereinsteiger*innen

- Die beste Basis für die staatliche Genehmigungsfähigkeit
- Staatlich akkreditierte Bachelor- und Masterstudiengänge, auch postgradual

➤ Studieninfotage 2022 im Frühjahr:

Sa, 22.01.22 | online und vor Ort
Sa, 12.03.22 | online und vor Ort
Fr, 20.05.22 | Tag der offenen Tür

Studieninfo-Hotline: 0711-210 94-32
(Mo, Mi, Fr: 8–17 h; Di, Do: 8–20 h)
www.freie-hochschule-stuttgart.de

Waldorflehrer*in sein:

- Berufsqualifizierungen Weiterbildungen
- Fortbildungen in allen Fachbereichen



Die Hochschule für Waldorfschulen

Wertschätzung. Er fühlt sich in die großen Geheimnisse des Lebens eingeweiht, Leben auf der Erde bedeutet für ihn Einssein mit der Schöpfung. Wo er auch hinschaut, sieht er, wie das Leben das Fest seiner kosmischen Existenz feiert. Diese Haltung dem Leben gegenüber offenbart, wie sehr wir flüchtige Passagiere auf dem dünnhäutigen, zerbrechlichen, und so wunderschönen Raumschiff Erde sind, das mit uns im Universum schwebt. Für unsere abenteuerliche Fahrt durchs Weltall brauchen wir keine Explosionen unter dem Hintern, vielmehr erleben wir die unendliche Größe und Schönheit des Kosmos, wie dies kein Raketenflug mit Touristen bieten kann.

Berry ist Wissenschaftler und Mystiker zugleich. Für ihn gehört der Gedanke, dass das Universum ein statisches, in sich kreisendes Gebilde sei, der Geschichte an. Stattdessen sieht er in ihm ein zeit- und entwicklungsbezogenes Geschehen, das von unumgehbaren Prozessen gestaltet wird. Neben der allgemeinen Evolution des Lebens nennt Berry zweitens die Entwicklung des menschlichen Bewusstseins und drittens die Entwicklung des Universums. Auf diesem dreifach verflochtenen Weg in die Zukunft schreibt er der Mission der Erde eine besondere Rolle zu, die mit keinem anderen Planeten vergleich-

bar sei. «Man braucht nur einen Blick auf die anderen Planeten unseres Sonnensystems zu werfen,» schreibt er, «um sofort zu erkennen, wie sehr die Erde sie an Vielfalt ihrer Manifestationen und an Komplexität ihrer Entwicklung übertrifft. Die Erde scheint ein ›Wesen‹ mit dem einzigen Ziel zu sein, ein großes Fest der Daseinsfreude zu feiern.»

Thomas Berry begann dieses Fest an der Schwelle zum dritten Jahrtausend neu in hymnische Worte zu kleiden und die Bedeutung, die der Mensch und die Erde für die Evolution des Universums haben, genauer in lebendige Begriffe zu kleiden. «Nahrung für die Seele wie für den Körper wird es nur geben,» meint er, «wenn wir uns alle als miteinander verbunden empfinden, oder es wird sie überhaupt nicht geben.» Ähnlich unzeitgemäß wie Goethes Worte, die er Wilhelm in den Mund gelegt hat, klingt auch folgender Satz von Berry: «Es wird nur dann eine Zukunft für uns geben, wenn wir das Universum als eine Gesamtheit von Subjekten verstehen, mit denen wir in Gemeinschaft leben, und nicht als Summe von Objekten unserer Ausbeutung.» Berrys Anliegen, unsere menschliche und die Schöpfung überhaupt als heiliges Geschehen aufzufassen, ist von vielen Menschen mit großer Wärme aufgenommen worden. ■



LUNA EIN FLIEGENPILZ IM ERDBEERKLEID

gelesen von Simone Lambert

Die kleine Luna ist sieben und wird als Einzelkind hauptsächlich von ihrem Vater betreut. Lunas Papa ist eigentlich immer da, weil er als Journalist und Schriftsteller seinen Arbeitsplatz zuhause hat.

Lunas Mutter arbeitet viel und ist häufig auf Dienstreise im Ausland. Daheim schaut sie dann auch noch oft aufs Smartphone, was Luna sehr stört, weil es ihr noch mehr Zeit mit Mama nimmt. Kurzentschlossen nutzt das Mädchen einen unbeobachteten Moment und versteckt das Handy im Tiefkühlfach. Niemals findet Mama es dort; Luna ist sich sicher.

Humorvoll und am konkreten Alltag orientiert, wird hier aus dem Leben der kleinen Luna erzählt. Die findet das Leben mit den Erwachsenen oft kompliziert, unlogisch und unverständlich – und kann dann auch mal giftig werden –, hat aber meistens viel Spaß: Mit Luna gehen wir in die Schule, verirren uns am Flughafen, üben Taek-Won-Do, folgen ihr beim Basteln eines Tierlexikons und sehen ihr zu, wie sie mit Fabian aus ihrer Klasse im Garten spielt und Fontänen aus buntem Herbstlaub in die Luft wirft. Dann wieder schneidet sie sich beim heimlichen Versuch zu schnitzen so tief in den Finger, dass sie in der Notaufnahme genäht werden muss. Luna ist ein kreatives kleines Mädchen, das immer eine neue Spielidee hat und sich auch allein gut beschäftigen kann. Einmal hilft sie ihrem Vater sogar, ein Kapitel für sein Kinderbuch zu schreiben.

Arne Ulbricht erzählt personal aus Lunas Perspektive. Das ist überzeugend, weil er konsequent auch Kleinigkeiten und Details Erzählraum zubilligt. Für ein Kind in Lunas Alter sind nun einmal fehlendes Klopapier und Erbsen genauso wichtig wie der Flughafen oder die Oper. Lunas ebenso präzise wie verwunderte Beobachtungen der Erwachsenen, die der Erzähler mit zärtlichem Unterton notiert, sind für den älteren Mit- oder Vorlesenden erheiternd, denn das Mädchen kennt ja die Regeln und Pflichten der Erwachsenen noch nicht, die es mit liebenswerter Einfalt wahrnimmt. Für Luna geht es immer um die Frage, ob sie verstanden wird und die nötige Aufmerksamkeit bekommt. Warum nur haben die Erwachsenen so wenig Zeit?

Ulbricht beschreibt eine innige Vater-Tochter-Beziehung, ohne Konflikte zu beschönigen. Luna meint, dass ihr Vater ihr nicht genug Beachtung schenkt, weil er ständig lesen will oder schreibt. Und er ist manchmal ungeduldig mit ihr. Aber wenn sie genau überlegt, ist er auch oft für sie da: nachts kommt er, wenn sie ihn ruft. Er liest ihr lange vor und auf den Opernbesuch bereitet er sie vor, damit sie die Geschichte erkennt, die auf der Bühne gesungen und gespielt wird. Er kocht das Essen, das sie mag. Und er beruhigt sie, wenn sie überfordert ist.

Das Handy im Eisschrank wird schließlich doch entdeckt. Entgegen ihren Befürchtungen zeigen die Eltern Verständnis für Lunas drastische Maßnahme und finden einen Kompromiss.

Die Frage der Mediennutzung ist der rote Faden, der die Geschichte durchzieht. Das Handy ist der Zeitfresser, der das emotional-soziale Familiengefüge ins Ungleichgewicht bringen kann. Zugleich entwirft der Autor eine moderne, erfüllte Kindheit, die ohne digitale Kommunikation auskommt.

Eines der raren, sehr gelungenen Kinderbücher für die Altersgruppe ab 6 Jahren, die lebendig und unterhaltsam kindliche Realität schildern. Liebevoll illustriert von Sanne Dufft. ●



Arne Ulbricht

Luna

Ein Fliegenpilz im Erdbeerkleid

Illustriert von Sanne Dufft

117 Seiten, gebunden,

mit s/w-Illustrationen

16,- Euro

ISBN 978-3-8251-5183-6

Verlag Urachhaus

(ab 5 Jahren)

FEBRUARPLÄTZCHEN

von Bärbel Kempf-Luley und Sanne Dufft

«Wir haben überhaupt keine Weihnachtsplätzchen gebacken, Oma!» Nora und ich wechseln einen erstaunten Blick. Weihnachten ist seit Wochen vorbei, die Tage sind spürbar länger geworden – und nun fehlen die Weihnachtsplätzchen? «Wie kommst du denn jetzt darauf, Lucy? Außerdem haben wir doch Plätzchen gebacken», widerspricht Nora. «Aber nicht mit der Oma! Und das war ausgemacht.»

Das stimmt. Wir sind einfach nicht dazu gekommen. «Ich verspreche dir, dass wir es dieses Jahr anders machen», beteuere ich. «Aber ich will jetzt Plätzchen backen, Oma! Bis Weihnachten dauert es noch so lange», sagt Lucy sehr bestimmt. «Mensch, Lucy. Jetzt sei doch mal vernünftig. Weihnachten ist vorbei. Basta.» Nora ist in letzter Zeit sehr oft sehr vernünftig. Ich hingegen bin gerne ab und an unvernünftig. «Backen können wir auf jeden Fall. Ich habe noch jede Menge Backzutaten.» – «Au ja!»

Und in der Tat, die Vorräte sind erstaunlich. Gemahlene Nüsse, Mandeln, Schokolade. «Zuckerperlen!» Lucy ist begeistert. «Na klar! Die waren für unser Weihnachtsbacken. Das dann ausgefallen ist.» Nora hat auch Lust bekommen, zieht ein Backbuch aus dem Regal und untersucht den Kühlschrank. Ich krame nach den Förmchen. «Also los, dann backen wir jetzt Februarplätzchen.» Die Mädchen haben mich angesteckt. «Weihnachtsplätzchen, Oma!» – beharrt Lucy. Egal. Wir legen los.

Ich richte Arbeitsplätze ein zum Ausrollen und Ausstechen. Nora wiegt exakt die Zutaten ab, Lucy rührt und bald verlangen die Mädchen eine dritte Rührschüssel. Für mich gibt es gar nicht viel zu tun. Also bereite ich den Ofen vor und die Bleche. Lucy wählt bereits Förmchen aus. «Den Tannenbaum brauchen wir nicht. Oder? Der ist zu weihnachtlich.» Aber Lucy besteht auf dem Bäumchen. Nur den Nikolaus darf ich wegräumen. Bald duftet es in der ganzen Wohnung.

Ich trage die Bleche zum Auskühlen auf den Balkon. Als ich in die Küche zurückkomme, tuscheln die Mädchen miteinander. «Oma, jetzt darfst du dich ausruhen. Du setzt dich ein bisschen aufs Sofa und wir machen alleine weiter.» Ich runzele die Stirn. «Wie, ich darf nicht mit euch verzieren?», frage ich entsetzt.



«Nein, Oma, ab jetzt ist es ein Geheimnis! Du darfst nicht gucken! Das ist eine Überraschung.» Lucy ist entzückt. Etwas widerstrebend setze ich mich aufs Sofa. Es kruschtelt in der Küche. Das Rührgerät wird wieder eingeschaltet. Es klappert. Es duftet. Es riecht ein bisschen verbrannt. «Ist alles gut bei euch?», frage ich beunruhigt und will schon in die Küche eilen. «NEIN! Du darfst nicht schauen, Oma», ertönt es zweistimmig. Also gut, ich bleibe brav sitzen und warte etwas angespannt ab. Es dauert.

Irgendwann streckt Nora den Kopf ins Wohnzimmer. «Oma, wo sind denn deine Dosen?» – «In der Kammer, ich kann sie euch ...» Ich will gerade aufstehen, doch Nora befiehlt: «Bleib sitzen, Oma. Ich finde sie schon.» Seufzend setze ich mich wieder hin und ergebe mich in mein Schicksal. Denke darüber nach, dass zum Glück dieses Jahr Ostern so spät ist und die Fastenzeit erst in einem Monat beginnt. Und dann kommen die Mädchen mit roten Wangen und bringen einen Teller voller Probierplätzchen und ich kann mich kaum entscheiden. «Mmmh! Himmlich!», schwärme ich. Gemeinsam plündern wir den Teller und sind hochzufrieden. «Das habt ihr toll gemacht, Mädels!» – «Ja, aber Oma, eine Dose nehmen wir mit, wegen dem Geheimnis.» Lucy zwinkert Nora zu. Ich habe eine leise Ahnung, was mich in der kommenden Woche an meinem Geburtstag erwartet.

«So, und wer putzt jetzt die Küche?», frage ich. Plötzlich sind die Mädchen schrecklich müde. «Oma, jetzt sind wir mal dran mit Ausruhen!» Ich seufze. Meine Auszeit ist vorbei. Schließlich kann ich nicht nur verputzen, denke ich, während ich zum Putzeimer gehe. ■

Bärbel Kempf-Luley ist Autorin und Buchhändlerin bei Kunst und Spiel in München. Sanne Dufft (www.sanne-dufft.de) ist Illustratorin und Autorin.

EINE IDYLLE UND EIN EPOS

Der große Kenneth Branagh geht auf Zeitreise

von Konstantin Sakkas

Vielleicht sind alle Geschichten Fluchtgeschichten – beginnend mit jener Urgeschichte, der Flucht aus dem Paradies, das da schon keines mehr war.

Ein protestantisches Paar im Belfast der späten Sechziger, mitten im Bürgerkrieg zwischen proirischen Katholiken und englandtreuen Anglikanern: zwei wunderschöne, rechtschaffene Menschen, für ein Paar der unteren Mittelklasse vielleicht zu bürgerlich besetzt mit den beiden ehemaligen Models Caitriona Balfe und Jamie Dornan, aber überzeugend in ihrer Rolle als Stille im Lande. «Ma» und «Pa» kümmert nicht die *right cause*, doch es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt. Wenn sie aber das Land verlassen müssten, dann müssten sie sich mit dem Messer die Wurzeln aus der Erde drehen. Den bösen Nachbarn verkörpert hier Billy Clanton (Colin Morgan), der die Familie in den Bürgerkrieg gegen die Iren hineinziehen will. Pa wirft er vor, er halte sich wohl «für besser als der Rest». Dessen Erwiderung ist groß: «Das Problem mit Leuten wie euch ist, dass ihr wisst, dass ihr es nicht seid.»

Während Pa früh nach Wegen der Flucht sucht, sträubt Ma sich bis zum Schluss dagegen. Wie so oft in solchen Konstellationen ist sie die Geerdete, er der Träumer. Er späht nach Anstellungen im weiten Commonwealth, vergisst darüber aber 500 Pfund Steuerschulden. Als sie davon erfährt, verliert die schockierte Ma die Beherrschung und schmeißt Porzellan nach ihm –

vielleicht ein Zitat aus *Walk the line*, wo die lebensstüchtige June Carter ebenfalls einmal mit Flaschen nach ihrem traumtänzerischen Mann wirft, jedenfalls aber eine hübsche augenzwinkernde Retourkutsche auf Dornans Rolle als Frauen dominierender Christian Grey in *Fifty Shades of Grey*.

Der Film *Belfast* fikionalisiert die Kindheit von Regisseur Branagh (geboren 1960), des großen, feinsinnigen britischen Allrounders. Beeindruckend präsent und offen portraitiert ihn der hier eingeführte zehnjährige Jude Hill in der Rolle des Buddy, schützend umsorgt von den Großeltern. Mit unglaublicher Souveränität spielen diese Philemon und Baucis in ihrer lebenswerten wettergegerbten Unterschichtigkeit Ciarán Hinds und die legendäre

Judi Dench. Seine Mutter («wir haben nur Belfast») habe ihm gesagt, stammelt Jude in seinem gaumigen irischen Idiom, wenn sie nach Australien zögen, verstünde sie dort niemand; der Opa beschwichtigt: «ach, das geht mir mit deiner Oma seit einem halben Jahrhundert so.»

Am Ende stirbt der Alte, und jeder weiß: nun ist der Bann gebrochen, nun ist das Opfer gebracht. Die heimatliche Erde kann verlassen werden. Bei der Beerdigung sagt der Pfarrer, Trauer stehe Kindern an, Erwachsene aber sollten in Dankbarkeit an das mit den Toten Erlebte denken – und weitergehen. Beim Leichenschmaus tanzen Pa und Ma dann zu *Everlasting Love* in der Version von *The Love Affair*, sehr lebensbejahend und sehr verliebt.

Zum Heulen schön wie diese Szene ist dieser ganze Film, dessen Schwarzweiß das Helle eher als das Dunkle betont. Heiterzeitlos in seiner Idylle, tiefernst in seiner Epik, dem sich katastrophisch zuspitzenden Nordirlandkonflikt, der dem Idyll mit der Auslöschung droht. Aufgelöst wird dieser Gegensatz darin, dass es Ma, die Ernste, ist, die bleiben, der Heitere aber, Pa, der flüchten will und der sich mit diesem Luftschloss, das nun keines mehr ist, tatsächlich durchsetzt. Flucht ist ein unschönes, falsches Wort: es impliziert Desertion und Sich-davon-Stehlen – in Wahrheit verheißt es Rettung, Atmen, Leben. ■

Belfast (Regie und Buch: Kenneth Branagh, der gerade für das Drehbuch einen Golden Globe erhielt) kommt am 24. Februar in die deutschen Kinos.



DER UNGELIEBTE ROLLENWECHSEL UND DAS LIEBE GELD

von Renée Herrnkind

50.000 Euro. Christines Laptop-Bildschirm füllt das Foto der Rundballenpresse, die sie für die Heu-Ernte im Sommer anschaffen muss. Der Kaufpreis hängt bleischwer in der Luft. Ihre Gummistiefel hat die Bäuerin vor der Haustür stehen lassen, jetzt sitzt die Unternehmerin am Schreibtisch. Diesen Rollenwechsel mag die bodenständige Frau ganz und gar nicht. Christine versteht sich als Bäuerin. Die Aufgaben der Unternehmerin muss sie annehmen – ob sie will oder nicht. Denn niemand überweist ihr monatlich ein Gehalt, schreibt für sie Rechnungen, führt Preisverhandlungen, erschließt Absatzmärkte oder pflegt Geschäftsbeziehungen. Doch das gehört nun auch zu ihrem Alltag. Im Februar fehlt auf dem Hof-Konto einiges an Milchgeld, weil ein Teil der Kühe «trocken steht», nicht gemolken wird. Dabei haben Milchbauern gegenüber reinen Getreideerzeugenden noch den Vorteil, monatlich verlässlich ihr Milchgeld von der Molkerei zu bekommen. «Da sind meist die Grundkosten des Betriebs abgedeckt», erklärt mir die Demeter-Landwirtin.

Beim Getreideverkauf fließt nur Geld, wenn Ware an die Abnehmer geliefert wird. Jetzt lagert das Korn abrufbereit hier im Vogelsberg. «Als Nächste bin ich dran mit Liefern.» Sie hat bei ihrer Erzeugergemeinschaft (EZG) extra nachgefragt, um möglichst bald Einnahmen verbuchen zu können. Viele biodynamische Höfe überlassen den Handel mit ihrer Getreideernte einer EZG. «Manche Menschen haben ja Spaß am Verhandeln, ich eher nicht», räumt

Christine ein. Dennoch trifft sie sich mit den Beteiligten regelmäßig zu sogenannten «Marktgesprächen», um die Bedürfnisse auf jeder Ebene der Wertschöpfungskette zu verstehen. Faire Preise sollen dabei herauskommen, die ein Stück Sicherheit und Unabhängigkeit von Marktschwankungen bringen. Schließlich muss jeder Landwirt, jede Bäuerin Krankenkasse, Altersvorsorge, Berufsgenossenschaft, Pacht und manche auch noch das Geld für die «Alten-teiler» oder Kredite für Investitionen wie Maschinen oder Stallbau zahlen.

«Wenn wir unseren wirklichen Aufwand, unsere ständigen Ausgaben und unseren Puffer für die Zukunftsfähigkeit unserer Betriebe reinrechnen, also ohne staatliche Subventionen auskommen müssten, würde das Stück Butter sicherlich deutlich mehr als fünf Euro kosten», erklärt mir Christine.

Würde ich dann noch Demeter-Butter kaufen wollen, kaufen können? Und wenn Christine Einkommenswünsche wie mancher andere Akademiker hätte, wäre unser täglich Brot unbezahlbar. Sie hat akzeptiert, dass sie niemals ein vergleichbares Einkommen wie ein angestellter Agraringenieur erwirtschaften kann – trotz der Subventionen aus Brüssel. «Es ist wirklich alles falsch an den Preisen», schüttelt die Mutter einer Tochter den Kopf und verrät mir im selben Atemzug: «Das Geld-Thema wird eigentlich immer unwichtiger für mich.»

Kaum ein Bio-Hof wird gegründet oder geführt, um Reichtümer anzuhäufen.



Wertschätzung baut Christine eben nicht primär über den Kontostand auf, sondern eher im Austausch mit Menschen, die ihre Waren wertschätzen. Schön, wenn die dann zum Kartoffelkauf auf den Hof kommen und Zeit für einen Plausch nicht nur über gute Lebensmittel mitbringen. Da steht dann die Arbeit mit den Tieren und für lebendigen Boden im Vordergrund und der Gewinn durch biodynamische Agrarkultur für Insekten, Wildtiere und -pflanzen, der einfach unbezahlbar ist. ■

Renée Herrnkind arbeitet seit 1981 als freie Journalistin im eigenen Journalistinbüro «Schwarz auf Weiß» und legt ihren thematischen Akzent auf die Entwicklung der Bio-Branche und auf einen nachhaltig-ökologischen Lebensstil. Zusammen mit ihrem Mann und den Hüte-Hündinnen Kaalotta und deren Tochter Maalin lebt sie in Mittelhessen und dem Oberallgäu.

Foto: RHerrnkind

Unser SUDOKU im Februar

Einsame Hunde Level 6

		5				6		
	6						3	
1				4				8
			9		7			
		7		2		5		
			6		5			
4				8				3
	1						5	
		3				2		

Der Regel nach ist das Lösen eines Sudokurätsels denkbar einfach: Setze in jedes leere Feld eine Zahl von 1 bis 9, sodass in jeder Zeile und jeder Spalte und jedem der 3 x 3 Quadrate die Zahlen 1 bis 9 nur einmal vorkommen.

Lernen Sie auch die Bücher aus der Reihe *Einsame Hunde*. *Die schönsten Sudokus aus Japan* kennen, die im Verlag Freies Geistesleben erschienen sind!
www.geistesleben.de

6	3	1	4	8	9	5	2	7
8	5	2	1	6	7	9	3	4
9	7	4	3	2	5	6	1	8
5	4	8	9	7	3	1	6	2
7	2	3	6	1	8	4	9	5
1	9	6	5	4	2	7	8	3
4	8	9	2	5	1	3	7	6
2	1	5	7	3	6	8	4	9
3	6	7	8	9	4	2	5	1

Lösung SUDOKU Januar

«Einsame Hunde extrem 2», herausgegeben von J.-C. Lin



PREISRÄTSEL

Erste und letzte Worte der Weltliteratur 2 / 12

«STÄTTLICH UND FEIST erschien Buck Mulligan am Treppenaustritt, ein Seifenbecken in Händen, auf dem gekreuzt ein Spiegel und ein Rasiermesser lagen. Ein gelber Schlafrock mit offenem Gürtel bauschte sich leicht hinter ihm in der milden Morgenluft. Er hielt das Becken in die Höhe und intonierte:

– *Introibo ad altare Dei.*»

...

«und dann hat er mich gefragt ob ich will ja sag ja meine Bergblume und ich hab ihm zuerst die Arme um den Hals gelegt und ihn zu mir niedergezogen daß er meine Brüste fühlen konnte wie sie dufteten ja und das Herz ging ihm wie verrückt und ich hab ja gesagt ja ich will Ja.»

Wer uns den Roman über den Weitgereisten nennen kann, in dem diese ersten und letzten Worte gedruckt stehen, kann an der Verlosung eines der fünf Exemplare des Buches *Alles ist Zahl – Was uns die Zahlen 1 bis 31 erzählen* von Wolfgang Held teilnehmen.

Die Lösung senden Sie bitte an: Redaktion *a tempo* | Landhausstraße 82 | 70190 Stuttgart oder an: raetsel@a-tempo.de

Einsendeschluss ist der 26.02.2022 (Datum des Poststempels; der Rechtsweg ist ausgeschlossen). Die Gewinner und Gewinnerinnen werden schriftlich benachrichtigt.

Die gesuchte tragische Komödie unseres Weltliteratur-Preisrätsels der Januar-Ausgabe ist: *Der Besuch der alten Dame* von Friedrich Dürrenmatt.

Um die Ecke gedacht

Zwar hat sie Flügel, doch an allen Tagen muss man sie selbst von Ort zu Orte tragen – nur nicht zu hoch, das soll uns ferne stehn; auch weiß und rot wir sie nicht gerne sehn.

Ansonsten ist sie aller Welt von Nutzen, weshalb man auch bestrebt ist, sie zu putzen. Und außerdem dient sie seit je der Menge als Maß noch nicht genormter Länge.

Erika Beltle

Aus: *Pfiffikus Schelmennuss*
 148 leichte und schwierige Rätsel
 Verlag Freies Geistesleben

Die Lösung – seien Sie gespannt – finden Sie in der März-Ausgabe von *a tempo*.

Im Januar war es *Standpunkt*

À LA VIE – À L' AMOR

von Rolf Sachsse

So stand das neben einem Schablonen-Graffiti in Arles 2015, als Victor van der Saar es aufnahm. Und es passt ebenso wie das Wort Aufnehmen für die Arbeit dieses Fotografen. Die französische Hymne an das Leben wird mit italienischer Liebe oder einem bretonischen Taschenmesser kombiniert, und das Wortspiel wiederum mit einer jungen Frau, die zwei sehr gefährlich zugespitzte, dünne Stäbe in den Händen hält. Mit dem Bild wie dem Aufnehmen – wörtlich das Ergreifen von etwas, das herumliegt – hat sich Victor van der Saar in die bestmögliche fotografische Gesellschaft begeben: Henri Cartier-Bresson nannte sein erstes Buch *Images à la sauvette*, Nathan Lyons seine *Notations in passing*. Doch weder diese beiden noch unser Fotograf machten und machen ihre Bilder im Vorbeigehen oder auf die Schnelle – es steckt kreative Arbeit dahinter, und die lohnt das genauere Hinsehen.

Einzeln sind die Bilder als Stilleben anzusehen, von einem Schlüsselanhänger und zwei Gläsern auf dem Tisch bis zu einer kleinen, aber schweren Skulptur von Eduardo Chillida, dazu einige Zuckerherzen im Streuglas, zwei Mainzelmännchen sowie einer angetrunkenen Tasse Cappuccino neben einer zwar alten, aber sehr gepflegten Kamera eines schwedischen Nobelherstellers. Dazu die oben beschriebene Szene mit dem Graffiti, eine ähnlich komponierte Situation aus der Wortkunst-Arbeit von Michael Riedel am Saarlandmuseum in Saarbrücken sowie ein als Stilleben inszenierter Fiat Cinquecento in einem Mailänder Hinterhof. Zehn Bilder, zusammengestellt für



eine intime Ausstellung in einem Raum des Frankfurter Presseclubs namens *Herr Franz*, angesiedelt in einem ehemaligen Pferdestall des Frankfurter Westends. Hier fügen sich zwei Ebenen von alt und neu zusammen: Der durch den Häuserkampf der 1970er-Jahre erhaltene Raum wird zur Ausstellungs-Plattform von Bildern, die selbst Geschichte zitieren, und das durch ihre – nur scheinbar wahllose – Zusammenstellung.

Klammer aller Bilder dieser Ausstellung ist ihre Farbigkeit und Anmutung: Hier werden nahezu alle Verfahren zitiert, die der Geschichte der Fotografie zur Verfügung standen – vom nassen Kollodium-Verfahren im Bild des Chillida und des Zuckerstreuers über die ausgebleichene Polaroid-Opazität der Mainzelmännchen bis zum blass verblauten Kleinwagen. Doch es ist kein einfaches Zitat aus nostalgischem Antrieb, sondern zitiert selbst wieder eine digitale Aneignung dieser Verfahren durch die frühen Filter des Bildvertriebssystems Instagram. Das wiederum hat bei vielen für einen mentalen Über-

gang von der analogen zur digitalen Fotografie gesorgt: Jedes Bild, das durch diese Filter geschickt wurde, sah aus wie aus dem eigenen, alten Familienalbum auf dem Dachboden. Doch der Künstler Victor van der Saar ist viel zu raffiniert, um allein diese Sicht zu zitieren – er macht daraus eine eigene Aneignung von Vor-Bildern. Und die diversifiziert er durch alle Ebenen des Bildermachens hindurch, vom Schnappschuss unterwegs bis zur ausgeklügelten Komposition auf dem heimischen Küchentisch.

Was zu sehen ist in dieser Ausstellung, kann auch gelesen werden: Direkt an Beschriftungen wie auf den Gläsern, auf Wänden und dem Boden: *Miss.Tic* steht da genauso wie *Konny* und *museum*, aber auch die *Konny* wird als Werbebild mit Hingebungsblick der 1970er-Jahre erkannt wie das alte kleine Auto im Hinterhof. Doch das Wiedererkennen ist nur ein Durchgang zum Sehen: Victor van der Saar führt uns durch den Garten seiner Bilderlust – an uns ist es, die Angebote zu genießen. ■

Die Ausstellung ist zu erkunden und dort auch anderes zu genießen bei **Herr Franz** im Frankfurter Presse Club, Ulmenstraße 20, 60325 Frankfurt am Main. Öffnungszeiten: Montag bis Freitag: 11.30 bis 2.00 Uhr, Sonntag: 18.00 bis 2.00 Uhr | www.frankfurterpresseclub.de

a tempo Das Lebensmagazin
 Verlag Freies Geistesleben & Urachhaus GmbH
 Postfach 13 11 22
 70069 Stuttgart

12 MONATE LESEFREUDE

- Jahresabonnement** an die unten stehende Rechnungs-/Lieferanschrift zum Preis von Euro 40,-
 zzgl. Versand Inland Euro 10,- / Ausland Euro 30,- für **12 Ausgaben**.
- Geschenk-Abonnement** zum Preis von Euro 40,-
 zzgl. Versand Inland Euro 10,- / Ausland Euro 30,- für **12 Ausgaben**.
 (bitte auch die abweichende Lieferanschrift angeben). Laufzeit 1 Jahr, keine Kündigung erforderlich!
- Ja, schicken Sie mir bitte eine **Gutscheinkarte** zu meiner Bestellung eines Geschenk-Abonnements.

Liefervereinbarung: Die Zeitschrift erscheint 12 x jährlich zum Beginn eines Monats.

Rechnungsanschrift / Lieferanschrift (abweichende Lieferanschrift siehe unten):

Vorname	Name	Straße / Hausnummer	PLZ / Ort
_____	_____	_____	_____

Abweichende Lieferanschrift für das Geschenk-Abonnement:

Vorname	Name	Straße / Hausnummer	PLZ / Ort
_____	_____	_____	_____

Datum	Unterschrift
_____	_____



Sie können Ihre Bestellung auch per E-Mail senden an: abo@a-tempo.de

QR-Code zur Bestellseite

Hinweis: Die Mindestlaufzeit für ein Zeitschriftenabonnement beträgt 12 Ausgaben (Bezugsjahr) und verlängert sich automatisch um ein weiteres Bezugsjahr, sofern es nicht fristgerecht gekündigt wird. Eine Kündigung ist jeweils zum Ende eines Bezugsjahres unter Einhaltung einer Frist von sechs Wochen möglich. Diese Bestellung kann innerhalb von zwei Wochen nach dem Bestelldatum schriftlich widerrufen werden. Die Preise verstehen sich inkl. Mehrwertsteuer.

KLEINANZEIGEN

Ursprüngliches Griechenland! Ganzjahresziel
wilde Mani! Sonne! Traumhaus am Meer!
3 FeWos, Tel.: 01 77/3 02 14 76

gemeinschaften.de | Tel. 07 7 64/93 39 99

Italien direkt am Luganersee mit Seeblick!
schöne 3ZiFeWo www.luganersee-seeblick.de

Wenn auch Sie inserieren möchten, wenden Sie
sich bitte an unseren Anzeigenservice:

Frau Christiane Woltmann: Tel. 07 11/2 85 32 34
oder: E-Mail: woltmann@geistesleben.com

Unsere Preise und Mediadata finden Sie unter:

www.a-tempo.de
Kleinanzeigenformular:
www.a-tempo.de/ads.php

Anzeigenschluss ist der Erste des Vormonats!

erziehungskUNST

Redakteur Print und Online m/w/d

Festanstellung – in Teil- oder Vollzeit – Standort Stuttgart

Was wir uns wünschen?

- Sie erstellen Beiträge und Artikel für die Print- und die Onlineausgabe der erziehungskUNST
- Sie betreuen Autor:innen und machen deren Texte passgenau
 - Sie bringen Ihr Wissen über Waldorfpädagogik und Ihr Gespür für aktuelle Themen im Redaktionsalltag ein
 - Sie schreiben auch für unsere Social-Media-Kanäle

Was bringen Sie mit?

- Abgeschlossenes Hochschulstudium
- Fundierte journalistische Ausbildung oder gleichwertige Berufserfahrung
- Erfahrung mit und Leidenschaft für die Waldorfpädagogik
- Kreativität und ein sicheres Gespür für die Auswahl von Themen und deren journalistische Umsetzung
- Erfahrungen mit Redaktionssystemen und mit Adobe-Programmen

Wir bieten eine offene Unternehmenskultur in unserem kleinen Team mit viel Gestaltungsspielraum für eigene Ideen, eine angemessene, leistungsgerechte Vergütung sowie Vertrauensarbeitszeit durch mobiles Arbeiten, nicht nur in Corona-Zeiten.

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung mit aussagekräftigen Arbeitsproben. Ihre Ansprechpartnerin ist Nele Auschra. Bewerbungen bitte per E-Mail an bewerbungen@erziehungskunst.de | Bewerbungsschluss ist der 28. Februar 2022



1987 gründeten Eltern im Itzehoer Stadtteil Wellenkamp unser Schuldorf für durchschnittlich 350 Schülerinnen und Schüler. In unserer Freizeit lassen wir uns gerne den Wind von der Nordsee (50 km) und der Ostsee (100 km) ins Gesicht blasen, gehen mit unseren Booten auf die Stör oder die Elbe oder besuchen die Kulturmetropole Hamburg (50 km).

Für unsere verwaiste 3. Klasse suchen wir schnellstmöglich eine/n

• Klassenlehrer/in



Für unsere Oberstufe suchen wir Lehrkräfte (m/w/d) für die Fächer

- Deutsch • Geschichte
- Wirtschaft / Politik • Physik

Wir bieten

- eine attraktive Gehaltsordnung
- ein engagiertes Kollegium
- enge Verbundenheit mit den Eltern

Ihre Bewerbung richten Sie an Freie Waldorfschule Itzehoe | Personalbüro | Am Kählerhof 4
25524 Itzehoe | E-Mail: bewerbung@waldorfschule-itzehoe.de | Tel.: 04821 8986-0



Der Junge ohne Erinnerungen

Wer bin ich? Wie bin ich hierhergekommen? An nichts mehr erinnert sich der Junge, der sich plötzlich allein an einem Strand wiederfindet – hinter ihm nur das weite Meer, vor ihm die Dünen. Die eigenen Fußspuren, die vom Wasser her auf ihn zuführen ... Und jenseits der Dünen zwei hohe Türme, die unheimlich wirken und die er doch zu kennen scheint.

In einem Notizbuch, das er bei sich trägt und dessen letzte Seiten bereits mit unleserlichen Zeichen beschrieben sind, hält er seine Gedanken und Erlebnisse fest, um sein verlorenes Gedächtnis wiederzufinden. Auf der Suche nach seiner Identität findet er Menschen, die ihn bei sich aufnehmen und ihm behilflich sind. Doch wem kann er wirklich vertrauen? Und wird er die Rätsel lösen, die mit seiner Vergangenheit zusammenhängen?

Tonke Dragt

Die Türme des Februar

Ein (zur Zeit noch) anonymes Tagebuch
Aus dem Niederländischen von Liesel Linn.
Neuausgabe, 238 Seiten, gebunden mit SU
(ab 13 Jahren) | € 19,- (D)
ISBN 978-3-7725-3112-5
☞ auch als eBook erhältlich!
www.geistesleben.com

Freies Geistesleben
Bücher, die mitwachsen



NICHT FÜR DIE SCHUBLADE

von Jean-Claude Lin

«Thomas, ich habe einen Menschen gefunden, einen großen, über alle Begriffe genialen Menschen: Greco.» – An diese Worte musste ich neulich wieder denken. «Meine Reise nach Spanien», schreibt der streitbare, unangepasste Kunsthistoriker und Schriftsteller Julius Meier-Graefe in seinem 1910 erschienen Bericht *Spanische Reise*, «wird eine Fahrt zu diesem Menschen werden, und wenn ich nichts als ihn mitbrächte, hätte ich tausendmal mehr gewonnen, als ich mir je versprochen habe.» Von da an wusste ich, dass auch meine spanische Reise, sollte sie je einmal stattfinden, eine Fahrt zu diesem Menschen, zu El Greco und seinen Gemälden im Madrider Prado und in der Stadt Toledo sein sollte. An ihn also musste ich denken, als ich die Besprechung der jüngst im Wallstein Verlag erschienenen Biografie über Julius Meier-Graefe von Catherine Kraemer in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 28. Dezember 2021 las. Da schreibt der Kunsthistoriker Peter Geimer über diese Biografie eines leidenschaftlichen Lebens für die Kunst, aus dessen Schaffen ein vielschichtiges Werk über die *Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst* wie auch etliche Monografien zu Corot, Courbet, Manet, Van Gogh, Degas, Renoir oder Hans von Marées hervorgingen, die aber von namhaften Vertretern der Kunstwissenschaft zum Teil als «kaum begreiflichen Nonsens» erachtet wurden.

«Meier-Graefes eigentliches Metier», schreibt Peter Geimer in seiner Rezension, «ist die Verwandlung der visuellen Erfahrung in die Bildhaftigkeit der Sprache. Rembrandts Selbstbildnisse erscheinen ihm «wie lächelnde Felsen», manche Bilder der Impressionisten fallen «wie mürbe Asche von der Leinwand» oder «werden in den Rahmen zu farblosem Staub». Vertreter der akademischen Kunstwissenschaft haben Meier-Graefes konzentrierte Arbeit an der Sprache als Marotte eines Kunstschriftstellers missverstanden. Umgekehrt hielt Meier-Graefe seine Abneigung gegen den «fatalen Nimbus des Fachmanns» nicht zurück.»

In der Zusammenfassung des «Versuchs einer Selbstdarstellung», wie die Autorin Catherine Kraemer ihre Biografie über Julius Meier-Graefe unternommen hat, stellt Peter Geimer fest: «Die «Würde des Objekts», die Meier-Graefe auf den Bildern Courbets erkannt hatte, war für ihn keine historisch überholbare Erscheinung. Dass die Loslösung vom Gegenständlichen eine Befreiung der Kunst bedeuten sollte, leuchtete ihm nicht ein. So versteht man am Ende die besondere Stellung dieses Autors, seinen Eigenwillen und seine Heimatlosigkeit: als Parteilager gleich welcher Weltanschauung ungeeignet, zu undiszipliniert für die Kunstwissenschaft, zu wenig avantgardistisch für die Freunde der gegenstandslosen Welt.»

Julius Meier-Graefe, dieser am 10. Juni 1867 in Reschitz/Resicabánya im Königreich Ungarn geborene Habsburger und am 5. Juni 1935 in Vevey in der Schweiz gestorbene Vorkämpfer des Impressionismus und begeisterte Erkennen seines unübertroffenen geistigen Ahnherrns El Greco, passt in keine Schublade – nicht einmal in diese zum grassierenden Topos geratene passt er. Wie Meier-Graefe am Ende seines Buches *Spanische Reise* schreibt: «Man sollte glauben, dass jetzt niemand mehr die Alleinherrschaft einer Kunst, die mit gleichem Recht im Bilde Grecos wie im Bilde Renoirs den Namen Impressionismus verdient, anzweifeln könnte. Und was ist dieser Impressionismus schließlich anderes als die Kunst aller Meister, die um ihre Freiheit kämpfen.» ■

IMPRESSUM

a tempo Das Lebensmagazin
der Verlage Freies Geistesleben und Urachhaus
www.geistesleben.com | www.urachhaus.com

Herausgeber: Jean-Claude Lin

Redaktion:
Maria A. Kafitz
Jean-Claude Lin

Gestaltung & Bildredaktion:
Maria A. Kafitz

Redaktionsanschrift:
a tempo | Landhausstraße 82 | 70190 Stuttgart
Tel.: 07 11 / 2 85 32 20
E-Mail: redaktion@a-tempo.de
www.a-tempo.de | www.facebook.com/atempo.magazin
[instagram @atempo_magazin](https://www.instagram.com/atempo_magazin)

Anzeigenservice:
Christiane Woltmann | Tel.: 07 11 / 2 85 32 34
E-Mail: woltmann@geistesleben.com

Abonnements & Verkaufsstellen:
Ulrike Minnich | Tel.: 07 11 / 2 85 32 28
E-Mail: abo@a-tempo.de

Ein Jahresabonnement (12 Ausgaben) kostet 40,- Euro (zzgl. Versandkosten: 10,- Euro Inland / 30,- Euro Ausland). Die Kündigungsfrist eines Abonnements beträgt sechs Wochen zum Ende des Bezugsjahres. Einzelheft 4,- Euro zzgl. Versand.

Zudem erscheint *a tempo* auch als ePub-Magazin – erhältlich in allen bekannten eBook-Shops.

Druck: Druckerei Raisch / Reutlingen

Dieses Magazin wird auf FSC®-zertifiziertem Papier gedruckt. FSC ist ein weltweit anerkanntes Zertifizierungssystem zur Sicherstellung verantwortungsvoller Waldwirtschaft.

Wir drucken zudem klimaneutral:

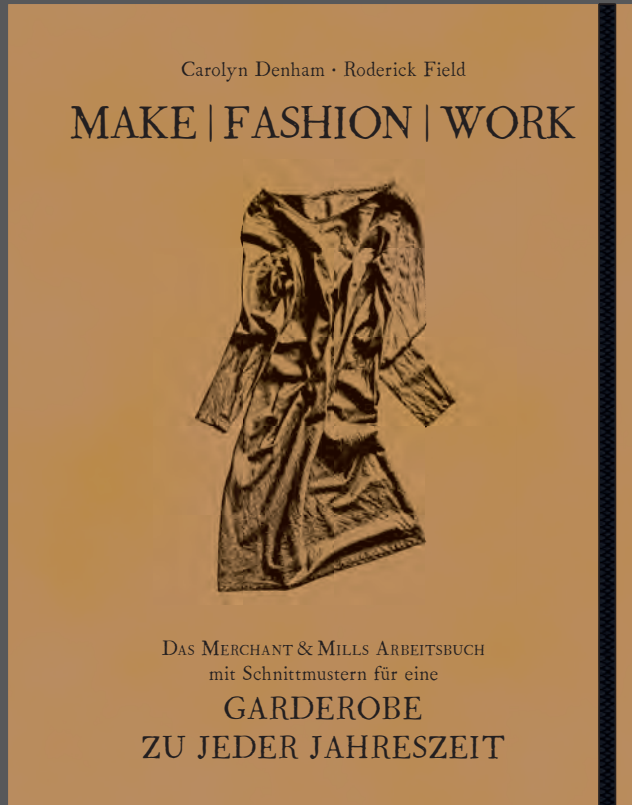


Alle Beiträge und Bilder in *a tempo* sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen nur mit schriftlicher Genehmigung weiterverwendet werden.

© 2022 Verlag Freies Geistesleben & Urachhaus GmbH

ISSN 2699-2280

slow fashion – selbst gemacht



Carolyn Denham | Roderick Field

Make | Fashion | Work

Das Merchant & Mills Arbeitsbuch mit Schnittmustern für eine Garderobe zu jeder Jahreszeit.

Aus dem Englischen von Daniela Kletzke.

4. Auflage, 144 Seiten, mit zahlr., teils farbigen Abbildungen und Schnittmusterbogen, Schweizer Broschur mit Schnittmustermappe

€ 30,- (D) | ISBN 978-3-7725-2767-8

www.geistesleben.com

Die britische Manufaktur Merchant & Mills präsentiert Schnittmuster, die nähfreudigen Schneidertalenten befriedigende Herausforderungen bieten. Die klassische und zugleich urbane Basiskollektion reicht vom schlichten Top bis zum wettertauglichen Oversized-Mantel. Verständliche Nähanleitungen, präzise Illustrationen der Arbeitsschritte und inspirierende Fotos der einzelnen Modelle vermitteln das Know-how britischer Schneiderkunst, die jeden Kleiderschrank bereichert.

Freies Geistesleben : Ideen für ein kreatives Leben





Zwei Wichtel erobern die Herzen

Daniela Drescher hat mit Pippa und Pelle zwei hinreißende Gestalten geschaffen, die vor behaglicher Zufriedenheit und vergnügter Entdeckerfreude strotzen.

Auf Zwergenfüßen stapfen Pippa und Pelle durch die Welt. Ob Schnecke, Schmetterling oder Käfer – alles will entdeckt werden. Mit roten Backen und Nasen erkunden die beiden die Natur. Daniela Drescher erzählt mit lustigen Reimen und in liebevoll gestalteten Bildern von ihren Ausflügen und Abenteuern.

Daniela Drescher (Text und Illustr.)
Pippa und Pelle
12 Seiten, unzerreißbare Hartpappe
Format: 14 x 16 cm | € 8,- (D)
ISBN 978-3-8251-7903-8 | ab 2 Jahre
www.urachhaus.de



Wie gut, dass es Pippa und Pelle gibt!

Pippa und Pelle kümmern sich um ihre Freunde! Wann immer es einem der Tiere um sie herum schlecht geht, sind sie da, um zu helfen.

Daniela Drescher lässt ihre beiden Wichtel auf zauberhafte Weise zeigen, wie wichtig es ist, sich um seine Freunde zu kümmern. Mit ihren unvergleichlichen Illustrationen und einfühlsamen Gedichten gelingt es ihr, schon den Kleinsten zu vermitteln, dass es nichts Wichtigeres gibt, als füreinander da zu sein.

Daniela Drescher (Text und Illustr.): **Pippa und Pelle machen gesund**
12 Seiten, unzerreißbare Hartpappe | Format: 14 x 16 cm
€ 8,- (D) | ISBN 978-3-8251-5233-8 | ab 2 Jahre
www.urachhaus.de

